

böllschriften

„Erinnerung ist unsere Aufgabe“

Heinrich Böll – Von Trümmerliteratur und Erinnerungskultur

Maria Birger, Dr. Gabriele Ewenz und Markus Schäfer

„Erinnerung ist unsere Aufgabe“
Heinrich Böll – Von Trümmerliteratur und Erinnerungskultur

Mit Essays von Maria Birger, Dr. Gabriele Ewenz und Markus Schäfer

Diese Publikation wird unter den Bedingungen einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht: https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de Eine elektronische Fassung kann heruntergeladen werden. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Es gelten folgende Bedingungen: Namensnennung: Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders. Nicht kommerziell: Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen. Keine Bearbeitungen: Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt aufbauen, dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.

„Erinnerung ist unsere Aufgabe“
Heinrich Böll – Von Trümmerliteratur und Erinnerungskultur

Mit Essays von Maria Birger, Dr. Gabriele Ewenz und Markus Schäfer

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung
1. Auflage, September 2026

Editorial Design: C. Mawrodiew – feinkost Design (www.feinkost-design.de)
Druck: PIEREG Druckcenter Berlin GmbH

Cover-Motiv: Historisches Archiv mit Rheinischem Bildarchiv,
Karl-Hugo Schmölz, rba_711723

ISBN: 978-3-86928-281-7

Die Publikationen der Heinrich-Böll-Stiftung dürfen nicht zu Wahlkampfzwecken verwendet werden.

Die vorliegende Publikation spiegelt nicht notwendigerweise die Meinung der Heinrich-Böll-Stiftung wider.

Bestelladresse: Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstr. 8, 10117 Berlin
T +49 (0)30 28534-0 F +49 (0)30 28534-109 buchversand@boell.de

Inhalt

Vorwort 5

MARKUS SCHÄFER
„Aber mit der Geschichte ist man niemals fertig …“
Heinrich Böll über die Aufgabe des Gedenkens und Erinnerns 7

MARIA BIRGER
„Auf der Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land“
Heinrich Bölls Solidarität mit Dissident*innen und die Aufarbeitung totalitärer Verbrechen 51

DR. GABRIELE EWENZ
„Als wir Köln wiedersahen, weinten wir“
Ankunft im Nichts und der Prozess der schriftstellerischen Etablierung 77

Abbildungsverzeichnis 99
Die Autor*innen 100

Vorwort

„Nicht vergessen, Erinnerung ist unsere Aufgabe“, notierte Heinrich Böll 1948 in einer seiner frühen Erzählungen. Bereits in der frühen Schaffensphase schlug Böll damit einen Ton an, der bei vielen seiner Zeitgenoss*innen auf Vorbehalte stieß. Die Fragen, ob und in welcher Form die Erinnerung an die unmittelbare Vergangenheit im Allgemeinen und die Stimmen der Opfer des Nationalsozialismus im Besonderen in die Gegenwart hineinreichen und die gesellschaftliche und politische Wirklichkeit prägen sollten, wurden in der Nachkriegsgesellschaft nur sehr zögerlich gestellt.

Böll nahm, nicht nur in seinen literarischen Texten, eine klare Haltung ein. Er schrieb über die Gewalt und die Schrecken des Zweiten Weltkriegs, über die nationalsozialistische Terrorherrschaft sowie über traumatisierte Menschen, deren Leiden oft unsichtbar blieb, während die ganze Gesellschaft damit beschäftigt war, sich in der neuen Wirklichkeit zurechtzufinden. Als genauer Beobachter sah er, dass die Vorgaben der Alliierten, die sogenannten vier Ds – Demilitarisierung, Denazifizierung, Dezentralisierung, Demokratisierung –, nur bedingt erfolgreich waren. Denn mit dem Beginn des Kalten Krieges und der damit verbundenen Staatsgründung der Bundesrepublik Deutschland rückte die Debatte über eine neue, offene politische Kultur in Gesellschaft und Politik in den Hintergrund. Konrad Adenauer setzte als Bundeskanzler ab 1949 eher auf die Stärke staatlicher Institutionen denn auf Partizipation und Öffentlichkeit.

Heinrich Böll war es als Schriftsteller wie auch als Bürger wichtig, dass die Erinnerung an die unmittelbare Vergangenheit von Krieg und Diktatur nicht verschwiegen wurde. Bei der Lektüre des vorliegenden Bandes sollte stets mitbedacht werden, dass es noch keine vorgegebenen Debatten und Diskurse der Erinnerungskultur(en) gab, auf die Böll sich hätte stützen können. Tatsächlich schuf und gestaltete er sie nach Kräften. Folglich lassen sich aus dem Blickwinkel der heutigen Erinnerungs- und Geschichtswissenschaft in Heinrich Bölls Vorstellungen von Erinnerungskultur durchaus Grenzen und Leerstellen identifizieren.

Seine Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit war vor allem von einem universalistischen Humanismus und einer ethischen Verantwortungsperspektive geprägt. Er blickte als Schriftsteller auf die durch den Nationalsozialismus entstellte deutsche Sprache und auf ein Land und seine Zeitgenoss*innen, die sich dem Rausch der NS-Ideologie und der Gewalt nicht widersetzt hatten. So zieht sich die Suche nach einer „bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land“ gleich einem roten Faden durch sein Leben und Werk.

Im Mittelpunkt standen für Böll Fragen individueller Schuld, menschlicher Würde, moralischer Integrität und gesellschaftlicher Verantwortung. Dagegen blieben Aspekte, die in der gegenwärtigen Forschung eine zentrale Rolle einnehmen (z. B. die Singularität der Schoa, die Spezifik jüdischer Erfahrungen, strukturelle Formen von Täterschaft, institutionelle Kontinuitäten oder die Vielfalt unterschiedlicher Erinnerungsgemeinschaften) vergleichsweise wenig ausgearbeitet. Dies ist jedoch weniger ein Defizit als ein Zeichen für den historischen Entstehungskontext von Bölls Denken. Die theoretischen Konzepte und methodischen Zugänge, die die Erinnerungsforschung seit den 1990er-Jahren entwickelt hat, standen ihm nicht zur Verfügung. Seine Positionen spiegeln daher die Fragestellungen, Möglichkeiten und Begrenzungen ihrer Zeit.

In einer Gesellschaft, in der die Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Schuld und Mitverantwortung noch vielfach von Schweigen, Verdrängung und dem Wunsch nach Entlastung geprägt war, bestand Böll „fortschreibend“ und beharrlich auf der moralischen Notwendigkeit des Erinnerns als unabdingbarem Bestandteil eines stets wachsamen kritischen Blicks auf sich selbst.

Seine literarischen Werke und öffentlichen Stellungnahmen eröffneten Räume für die Auseinandersetzung mit Schuld, Verantwortung, Menschenwürde und historischer Wahrhaftigkeit. Auch wenn manche seiner Perspektiven aus heutiger Sicht begrenzt erscheinen, trugen sie dazu bei, die Voraussetzungen für jene differenzierteren Formen des Erinnerns zu schaffen, die sich erst in den folgenden Jahrzehnten entwickeln konnten. Bölls Relevanz und Inspirationskraft beruhen darauf, dass er unter den Bedingungen seiner Zeit die ethische Verpflichtung zur Erinnerung gegen erhebliche gesellschaftliche Widerstände verteidigte und einer kritischen deutschen Erinnerungskultur mit den Weg bereitete.

Berlin, September 2026

Jan Philipp Albrecht
Vorstand Heinrich-Böll-Stiftung

„Aber mit der Geschichte ist man niemals fertig …“

Heinrich Böll über die Aufgabe des Gedenkens und Erinnerns

Markus Schäfer

„Nicht vergessen, sondern
Erinnerung ist unsere Aufgabe“
(KA 4: 204)

Erinnerung ist nie neutral – sie ist von persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen ebenso geprägt, wie sie dadurch bestimmt wird, welche Haltung ein Mensch gegenüber den Ereignissen seiner Zeit einnimmt. Das gilt selbstredend auch für Heinrich Böll. Doch Erinnerung war ihm mehr: Er hat sie zum Ausdruck bringen, sie darstellen, in die Perspektiven eines Autors rücken wollen, um sie wachzuhalten und zu vergegenwärtigen: „Ich lebe in dieser Zeit, ich schreibe für diese Zeit, für meine Zeitgenossen“ (KA 25: 41), denn „ich lebe hier, und ich möchte hier Veränderungen des öffentlichen Bewußtseins bewirken“ (KA 19: 428). In der Konsequenz hat er wie kaum ein anderer die Bundesrepublik über Jahrzehnte hinweg literarisch begleitet und kritisch kommentiert. Seine Texte, Reden und Essays ebenso wie seine Romane und Erzählungen, Hörspiele und Theaterstücke geben Aufschluss darüber, wie Erinnerung und Vergessen im Alltag einer Gesellschaft wirksam werden können und welche Gefahren entstehen, wenn zu Erinnerndes, Wachzuhaltendes verharmlost oder verdrängt wird. Im Folgenden sollen Bölls Blickwinkel auf die Entwicklungen seiner Zeit, die Perspektiven seiner Aufmerksamkeit skizziert und zumeist in seinem eigenen Wortlaut präsentiert werden.

Der 8. Mai 1945, das Ende des Zweiten Weltkriegs, war für Heinrich Böll eine Zäsur innerhalb seines Lebens, die er immer wieder – geschichtlich wie biografisch wie gesellschaftlich – reflektiert hat. In französischer Kriegsgefangenschaft erlebte er diesen Tag als Befreiung in einem Kreis von Mitgefangenen, von denen mancher noch an den „Endsieg“ glaubte. Das Kriegsende und der Zusammenbruch des nationalsozialistischen Systems waren für ihn Rettung: Er sah sich von kollektiven Machtstrukturen und menschenverachtenden Systemzwängen befreit. Sein Erinnern ist von der Angst geprägt, dass sich die Erfahrungen und Strukturen der NS-Zeit in der Gesellschaft wiederholen könnten.

Insofern war für Heinrich Böll Erinnerung keine Rückschau, sondern vorausschauende, zukunftsorientierte Verantwortung in der Gegenwart.

Böll verstand sich als Beobachter. Zuallererst als Beobachter einer Nachkriegsgesellschaft, die von tiefer Erschöpfung und materieller Not geprägt war und den Wunsch verspürte, so schnell wie möglich einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen. Böll beantwortete diese gesellschaftliche Verfassung mit einer Sprache, die das Leid der Opfer sichtbar machen sollte und damit die moralische Verantwortung betonen wollte. Das war weder Ritual noch ideologische Pflichtübung, sondern ein Akt der Haltung und Menschlichkeit.

Als Böll in der Nachkriegszeit seine schriftstellerische Arbeit begann, galt ihm dieser Anspruch als nahezu übermenschliche Aufgabe, sah er sich doch mit einer durch und durch ideologisch korrumpierten Sprache konfrontiert. „Man hat das noch nicht begriffen, was es bedeutete, im Jahre 1945 auch nur eine halbe Seite deutscher Prosa zu schreiben" (KA 14: 164). Für ihn begann eine „Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land" (KA 14: 159).

Die Überforderung nach Kriegsende

In seinen frühen Texten beschrieb Heinrich Böll vielfach traumatisierte Menschen, die sich in der Nachkriegszeit in den Schwierigkeiten des zivilen Lebens zurechtfinden mussten. Er beobachtete sich und seine überforderten Zeitgenossen, die wie er selbst 20 bis 30 Jahre alt waren und keinerlei Erfahrung mit demokratischen Staatsformen und deren Umsetzung im gesellschaftlichen Miteinander hatten. „Ich war fünfzehn, als Hitler an die Macht kam. Nur Erinnerungen von meinem Vater, von meinem Elternhaus, ein bißchen Weimarer Republik noch im Kopf" (KA 25: 495). In durchaus selbstkritischer Rückschau schreibt Böll, die Gesellschaft habe „eigentlich die Demokratie zwischen 1945 und 1948/49 den Alliierten überlassen" (ebd.).

Heinrich Böll hatte nach Kriegsende keine Vorstellung über die Entwicklung des gesellschaftlichen oder politischen Lebens. „Ich hätte mir nach diesem Abschnitt der deutschen Geschichte überhaupt keine deutsche Souveränität gewünscht" (KA 26: 374). Sein Vertrauen zu den britischen Besatzungskräften war offenbar sehr groß, nahm er sie doch im Kölner Alltag nicht als bedrückende militärische Macht wahr; sie agierten „sehr zurückhaltend, fast gleichgültig" (KA 25: 499). Böll vertraute den britischen Alliierten auch bei der Entnazifizierung. Als perfide erachtete er allein, dass Kirchen Gutachten und Bestätigungen ausstellten, sogenannte „Persilscheine", mit denen ehemalige NSDAP-Mitglieder ihren Einsatz in der Partei als „kirchliche" Aufgabe auszuweisen versuchten, wie Böll in seinem Roman *Der Engel schwieg* schrieb (KA 5: 102).

Der Wiederaufbau zerstörter Städte und die Rückkehr zum zivilen Leben waren Teil einer von den Alliierten geförderten Re-Education. Sie kam bei Böll

an ihre Grenzen: „Ich weiß nicht, warum ich mich weigerte, zu tun, was als jeden heimkehrenden Bürgers erste Pflicht mit neudemokratischem Enthusiasmus propagiert wurde: mich mit Schaufel und Hacke an der Enttrümmerung zu beteiligen. Es war nicht nur das Gefühl, Besseres zu tun und genug getan zu haben, es war nicht nur Faulheit, nicht nur Gleichgültigkeit gegenüber einem ‚Aufbauwillen', dessen Geist sich nicht artikulierte" (KA 14: 313). Seine Gleichgültigkeit gegenüber dem Aufbauwillen betraf auch die Entwicklung der Verwaltung, der Parteien und des Staates selbst. Dieser neue Staat wurde, wie Böll anmerkte, vor allem von „Greisen" aufgebaut.

Abb. 1 Heinrich Böll im Jahr 1953 vor dem Regal in seinem Arbeitszimmer in der Kölner Schillerstraße 99.



„Meine Altersgruppe war erstens total geschwächt durch den Krieg, zweitens politisch von einer tiefen Gleichgültigkeit. Man dachte, wie ich schon sagte, die Alliierten werden das schon machen, die haben uns befreit, die werden schon aufpassen. Und so wurde die Bundesrepublik entwickelt, aufgebaut, ihre Gesetze wurden gemacht von diesen älteren Herren, bürgerlichen, liberalen, hochanständigen Menschen. Aber das, was wir erlebt hatten, erfahren hatten, gesehen, gehört, wie sich das entwickelt hatte sprachlich, gesellschaftlich, ein gewisser Gleichgültigkeits-Nihilismus, der kam nicht in die Konstitution und auch nicht in die Parteientwicklung der sich bildenden Bundesrepublik hinein.“

(KA 25: 436)

Sehnsuchtslektüre und Eskapismus statt Trümmerliteratur und Erinnerung

Der 20. Juni 1948 war für Heinrich Böll ein entscheidendes Datum. Es war der Tag der Währungsreform, der Einführung der D-Mark. Für Heinrich Böll markierte dieses Datum lebenslang einen initialen Augenblick für den „restaurativen Charakter der Epoche“. Restaurativ, das meint im Sinne Bölls die Wiederherstellung alter Verhältnisse, wodurch eine gesellschaftliche Erneuerung oder Veränderung verhindert wurde. Mit der Währungsreform wurden private Sparguthaben abgewertet, doch die Aktien und Immobilien des Großbürgertums und der Industriellen behielten ihren Wert. Obwohl die soziale Marktwirtschaft dem Staat die Aufgabe zuweist, auf sozialen Ausgleich hinzuwirken, glaubte Böll nicht an diese Form sozialer Gerechtigkeit. Vielmehr ging er davon aus, dass man sich fortan den Regeln und Prinzipien einer Konsum- und Profitgesellschaft anpassen und Eigenschaften wie Erfolgsstreben und Leistungsbereitschaft entwickeln musste. „Seit diesem Tag“, so formulierte er es in seiner Rede *Wo ist dein Bruder?*, „stehen die Signale immer auf Grün für die Starken, immer auf Rot für die Schwachen, die den Dschungel nie durchqueren können.“ Er fand es problematisch, dass die Zeiten der Trauer und Nachdenklichkeit vorbei waren und es zur Pflicht wurde, in „die Zukunft, nicht in die Vergangenheit zu blicken. […] Wir bastelten uns einen gesunden, lebenskräftigen Zynismus zurecht und nannten ihn Vitalität. Von dieser fragwürdigen Vokabel lebten und leben wir.“ (KA 10: 24) Böll sah mit Sorge, dass Besitz, Wohlstand und Macht sich zu ideologiebesetzten Werten verselbstständigten, die immer mehr das öffentliche Leben bestimmen sollten; was er immer wieder scharf kritisierte. Dem Großteil der Bevölkerung dagegen gab die Währungsreform das Gefühl eines Neubeginns, Hoffnung auf Ordnung, Sicherheit und Vertrauen in die Zukunft und damit einen Schritt aus dem Chaos, der Not und Unsicherheit hin zu Wohlstand und Normalität.

Auch der Literaturmarkt war von der Währungsreform betroffen. Das galt vor allem für die literarischen Zeitschriften, die nach 1945 gegründet wurden, um jungen, unbekannten Autor*innen ein Forum zu bieten. Zu diesen Zeitschriften zählten die *Literarische Revue, Karussell, Der Ruf* und die *Hessischen Nachrichten*, wo auch Heinrich Böll einige Erzählungen veröffentlicht hatte. Die Währungsreform führte zu einem Markt- und Preisschock, wodurch die kulturpolitischen Ambitionen unter ökonomischen Druck gerieten. Die Leserschaft veränderte sich, und die Finanzierung wurde durch die neuen publizistischen Rahmenbedingungen schwieriger. Einige literarische und kulturpolitische Zeitschriften mussten eingestellt werden, oft im direkten zeitlichen Kontext zur Währungsreform 1948. Die Verlage forderten aufgrund des Marktdrucks von ihren Autor*innen seichte Literatur. Sie sollten das Lesepublikum ablenken, Eskapismus und Harmonie herstellen – und sie nicht mit Schuld, Trümmern und Verbrechen konfrontieren. Die Verlage wollten Geschichten mit leicht verständlicher Handlung, einem überschaubaren Gut-Böse-Schema und Happy End.

Hohe Auflagenzahlen erreichten zur damaligen Zeit Ludwig Ganghofers Natur- und Heimatidyllen, Hedwig Courths-Mahlers romantische Liebesgeschichten und Hans Ernsts ländliche Familienromane. Sie ließen das Publikum Trümmer, Hunger und politische Unsicherheit vergessen und erfüllten damit den Wunsch nach emotionaler Orientierung und Werten, denen man folgen konnte. Der Münchner Weismann-Verlag forderte Böll auf, „gelegentlich wieder Beiträge einzusenden, die sich weniger mit der Misere der Gegenwart, sondern mit den uns noch verbleibenden angenehmen Dingen des Lebens beschäftigen“ (KA 4: 642). Diesem Wunsch kam Böll aber nicht nach und setzte der zur mentalen Norm gewordenen „Positivität“ sein Schreibprogramm entgegen. Er folgte seinem Anspruch, in einer Zeit gesellschaftlicher und moralischer Verunsicherung keine „rosarote“ Oberfläche darzustellen, vielmehr wollte er mit seiner Arbeit die Wahrnehmung der Gegenwart schärfen. In seinen Texten beschreibt er die existenzielle Not, die individuelle Trauer und stellt die Frage nach dem Sinn des Lebens. Er wollte seine Erlebnisse und Erfahrungen „wahrhaftig“ festhalten in einer Sprache, die nicht ästhetisierend war, sondern knapp und sachlich die Zerstörungen und Not der Realität unterstrich.

An seinen Freund Ada Kunz schreibt Böll am 31. August 1948:

> *„Allerdings bekomme ich gute Feuilleton-Angebote, kann aber nichts auf die Beine bringen, da ich mich auf 2–3 Schreibmaschinenseiten beschränken muss und außerdem nur optimistischen Kram ‚liefern‘ soll. Der wird gut bezahlt und ‚geht‘ ab wie frische Brötchen. Aber ich kann einfach nicht. Ich kann auch in diesem Punkt keine Konzessionen machen, selbst wenn ich technisch dazu in der Läge wäre, das wirst du verstehen.“*
>
> (BBK: 127)

Böll war, trotz finanzieller Schwierigkeiten, mit seiner kompromisslosen Haltung nicht alleine. Andere Autor*innen, die in literarischen Zeitschriften über die Verarbeitung der Traumata und Zerstörungen des Krieges veröffentlicht hatten, fanden keinen Verlag oder Publikationsorte. In der Literaturgeschichte werden diese von der Öffentlichkeit kaum beachteten Veröffentlichungen unter dem Begriff „Trümmerliteratur" als repräsentativ für diese Zeit dargestellt, doch tatsächlich war die Situation für die Autor*innen prekär.

Böll, sein Verleger und seine ersten Romane

Ein weiteres wichtiges Datum für Böll war der 8. Mai 1949, als der Parlamentarische Rat das Grundgesetz verabschiedete, die Grundlage für das neue demokratische Deutschland. Für Böll ist die Auseinandersetzung mit den im Grundgesetz verankerten Prinzipien, die direkt aus der Erfahrung mit der NS-Diktatur gezogen wurden, wie ein roter Faden für sein Schaffen. Angefangen von der Unantastbarkeit der Menschenwürde als Gegenentwurf zur totalitären Entwürdigung im NS-Staat, der Rechtsstaatlichkeit und das Verbot von Diskriminierung als Reaktion auf die NS-Rassenideologie – das Grundgesetz war für Böll ein großes Versprechen für die Zukunft.

Etwa zu dieser Zeit, am 2. Mai 1949, unterschrieb Heinrich Böll einen Verlagsvertrag beim Verlag Middelhauve. Friedrich Middelhauve war ein politisch engagierter Verleger, der unmittelbar nach dem Krieg zunächst die nationalliberale Deutsche Aufbau-Partei gründete, die er 1946 in die neu entstehende FDP einbrachte und deren erster Landesvorsitzender in Nordrhein-Westfalen er wurde. Dem Vorsitz folgte 1949 der Einzug in den ersten Deutschen Bundestag für die FDP.

Die prägende Persönlichkeit der FDP war jedoch der damalige Bundespräsident Theodor Heuss, der dem liberalen „linken Flügel" der Nachkriegs-FDP angehörte und bewusst auf Abgrenzung zu nationalistischen und restaurativen Strömungen bedacht war. Friedrich Middelhauve hingegen pflegte Kontakte zu ehemaligen Nationalsozialisten und sprach sich dafür aus, dass sich die FDP für bürgerlich-nationale Strömungen öffnete.

Theodor Heuss stand mit seinem Engagement und dem, was später „Aufarbeitung der Vergangenheit" genannt wurde, innerhalb der FDP in Opposition zu Friedrich Middelhauve, Heinrich Bölls erstem Verleger. Heuss prägte den problematischen Begriff „Kollektivscham" und initiierte sogenannte „Feldzüge gegen das Vergessen". Heuss hob sich mit diesen Begriffen einerseits fortschrittlich ab, weil er gegen das völlige Vergessen des NS sprach und wirkte. Problematisch daran war, dass „Scham" anstelle von „Schuld" das Erinnern moralisch verflachte und konkrete Verantwortung verwässerte. Seine „Feldzüge gegen das Vergessen" waren dadurch ambivalent. Mit seinen Reden gegen das Vergessen

wurde das Erinnern entwertet, indem er die deutsche Bevölkerung als Beschämte und Mitbetroffene darstellte und nicht als Mitverantwortliche.

Heuss' politische und Bölls literarische Absichten standen den politischen Ambitionen des Verlegers Friedrich Middelhauve diametral gegenüber, was aber beim Unterzeichnen des Verlagsvertrags zunächst kein Hindernis darstellte. Im Gegenteil: Böll war „restlos glücklich", beim Middelhauve-Verlag sein erstes Buch *Der Zug war pünktlich* (KA 4: 294–402) zu veröffentlichen und dass er darüber hinaus noch „ein monatliches Fixum von 200 Mark" aushandeln konnte (BBK, 17.8.1949). Die Zusammenarbeit mit Paul Schaaf, dem Lektor des Verlags, war sehr produktiv, und in kurzer Folge erschienen nach *Der Zug war pünktlich*, wovon bis zum Verlagswechsel 1952 gerade mal 636 Exemplare verkauft wurden, ein Jahr später, 1950, der Sammelband *Wanderer, kommst du nach Spa*, das bis 1952 auch nur 939 Mal verkauft wurde, und 1951 der Roman *Wo warst du, Adam?* (KA 5: 180–329). Mit dieser Publikation leistete Böll einen literarisch neuartigen und in den frühen 1950er-Jahren außergewöhnlich forschen Beitrag zur Erinnerungskultur. Darin stellte er die Realität der Lager, die Absurdität der NS-Rassenideologie und das Leiden jüdischer Opfer ins Zentrum.

Der Roman *Wo warst du, Adam?* besteht aus neun lose miteinander verbundenen Kapiteln, die ein komplexes Bild der Zerstörungen und Leiden des Krieges zeigen. Es gibt keine allwissende Erzählperspektive, stattdessen wird der Schrecken in fragmentarischen Eindrücken angedeutet. Im Zentrum stehen Episoden verschiedener Figuren, deren Lebensumstände sich direkt oder indirekt kreuzen. Im siebten Kapitel wird die Deportation der Protagonistin Ilona, zusammen mit anderen Jüd*innen, in ein Konzentrationslager geschildert.

Der Lagerkommandant Filskeit war als Jugendlicher schon „angezogen vom Rassegedanken, der seinen geheimen Idealen entsprach", ein fanatischer Rassist, der während seines Musikstudiums „eine eigene Schrift, die er ‚Wechselbeziehungen zwischen Chor und Rasse' nannte", veröffentlichte. Er ist keine „dämonische Ausnahmegestalt", sondern ein gebildeter, kulturell interessierter Deutscher, der seine Leidenschaft für Musik in den Dienst der Vernichtung stellt und damit belegt, dass Kultur und Barbarei im Nationalsozialismus keineswegs Gegensätze waren. Beeindruckt von den pseudowissenschaftlichen rassentheoretischen und rassenhygienischen Überlegungen, die „Rasse" mit „Volk" gleichsetzten, sah er sich als Verteidiger, der das deutsche Volk vor genetischem Verfall durch „Verunreinigung" bewahrt. Legitimiert wurde dies auf dem NSDAP-Parteitag vom 15. September 1935 in Nürnberg, der in den sogenannten Nürnberger Gesetzen den Unterschied zwischen „Ariern" und „Nicht-Ariern" bzw. „Schädlingen" rechtlich definierte.

Lagerkommandant Filskeit hegte über Jahre eine große Leidenschaft für Chorgesang und leitete, wo immer er auch konnte, erfolgreich verschiedene Chöre. So auch in „seinem" Lager. Er sortiert die angekommenen Gefangenen nach ihrer Gesangsfähigkeit: Diejenigen, die singen können, überleben im

„Lager-Chor“, alle anderen erwartet der Tod. Als die konvertierte Katholikin Ilona ein lateinisches Kirchenlied in vollkommener Weise singt, gerät der Lagerkommandant außer sich, denn alles an ihr passt nicht in die von absurder Rassenideologie geprägten Klischees. Er feuert mit seiner Waffe mehrmals auf die bereits am Boden liegende Ilona, die schmerzvoll stirbt. Daraufhin gibt er den Befehl, alle Jüd*innen im Lager zu ermorden (KA 5: 270–287).

Dass das Überlebenkönnen zunächst von der „Gesangsfähigkeit“ abhängt, ist eine von Böll gewollte literarische Übertreibung, die diese willkürliche Lagerrealität charakterisieren soll. Gerade dadurch wird einerseits die Absurdität der nationalsozialistischen Ideologie verdeutlicht, andererseits die perverse Rationalität der Vernichtung durch die Willkür Filskeits mit seinen unlogischen Maßstäben über Leben und Tod gezeigt. Das Buch wurde in den zeitgenössischen Rezensionen durchweg gut besprochen und als das „bildkräftigste Kriegsbuch“ (*Der Spiegel*, 9.1.1952) gelobt. Im deutschen Literaturkanon der Nachkriegszeit nimmt dieser Roman eine besondere Stellung ein, obwohl die Mehrheitsgesellschaft das Thema verdrängte. Auch dieses Buch fand zunächst wenige Leser, es erreichte bis zum Verlagswechsel 1952 einen Absatz von gerade mal 1425 Exemplaren.

Böll war unzufrieden mit dem Engagement des Verlags, was den Vertrieb und die Werbung für seine Bücher betraf. Hinzu kam, dass eine zugesagte Veröffentlichung des Romans *Das Vermächtnis* (KA 4: 171–255) nicht umgesetzt wurde, obwohl er für das Frühjahr 1951 bereits öffentlich angekündigt war. Auch dieser Prosatext, mit dem für Bölls Verständnis von Literatur bedeutenden Kernsatz: „Nicht vergessen, sondern Erinnerung ist unsere Aufgabe“ (KA 4: 204), setzt sich mit individueller Schuld und der daraus entstehenden Verantwortung auseinander. Böll schrieb Ende Januar 1953 an seinen englischen Übersetzer Guy Bishop: „Allmählich habe ich den Verdacht, dass bei Middelhauve mit einer gewissen Planmäßigkeit das Verbreiten meiner Bücher verhindert wird, denn Herr Middelhauve selbst hat politisch einen sehr merkwürdigen Kurs innerhalb der ‚Freien Demokratischen Partei‘ eingeschlagen, die sich in eine ‚Nationale Sammelbewegung‘ umzuwandeln droht.“ Böll suchte für seinen nächsten Roman einen neuen Verlag und wurde durch die Vermittlung von Alfred Andersch am 25. April 1952 Autor des Verlags Kiepenheuer & Witsch.

Forum für reflektierte Aufklärung statt Bühne für verklärten Geschichtsrevisionismus

Der in Köln ansässige Verlag Kiepenheuer & Witsch wurde 1947 von Joseph Caspar Witsch gegründet, der zuvor NSDAP- und SA-Mitglied gewesen war. Dennoch verhandelte Heinrich Böll mit Witsch, weil der Verlag bewusst gesellschaftspolitisch relevante Werke publizieren wollte und Bölls Arbeiten perfekt in das Profil passten. Heinrich Böll erhielt mit dem Verlagswechsel ein Fixum

von 400 DM monatlich. Dafür übernahm er Lektoratsarbeiten, und zusammen mit seiner Frau Annemarie arbeitete er an Übersetzungen aus dem Englischen für den Verlag. Das Verlagsprogramm von Kiepenheuer & Witsch stand kritisch zur westdeutschen restaurativen Politik. Es widersprach der Tendenz des Verdrängens und förderte die literarische und essayistische Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit.

Im Verlag erschienen 1952 das Antikriegsbuch *Der Funke Leben* von Erich Maria Remarque und das Buch *Verführtes Denken* von Czesław Miłosz, das Heinrich Böll als Lektor für den Druck vorbereitet und Karl Jaspers mit einem Vorwort versehen hatte. Die darin verhandelten Themen Krieg, totalitaristische Systeme und Schuld trugen dazu bei, dass sich in der Bundesrepublik eine kritisch-reflektierte Erinnerungskultur entwickeln konnte. Der Verlag wollte sich mit intellektuell anspruchsvoller und gesellschaftspolitisch relevanter Literatur von der allgemeinen Verlagslandschaft abheben.

Während der Verlag Kiepenheuer & Witsch einen Beitrag zur „geistigen Neugründung" Deutschlands leisten wollte, erlebte Westdeutschland eine „ungebrochene Kriegsliteratur" (KA 24: 81), die nach dem Wegfall der alliierten Zensur und im veränderten politischen Klima im Vorfeld der Wiederbewaffnung eine Renaissance erlebte. Begünstigt durch eine von der Bundesregierung inszenierte Kampagne für eine Wiederbewaffnung, veröffentlichten einige Verlage Unterhaltungsliteratur mit expliziten Kampfhandlungen oder Krieg als Hintergrundkulisse. Im November 1952 schrieb Böll in seinem Text *Trompetenstoß in schwüler Stille*, dass „[a]ngesichts der dräuenden Remilitarisierung [...] eine schwüle Stille entstanden [ist] um jene Bücher der seit 1945 Schreibenden, die sich eindeutig gegen den Krieg entschieden haben, während die milde Kriegsliteratur der Romantiker, die Memoiren der Generale heftig begehrt werden" (KA 6: 195). Ranghohe Wehrmachtsoffiziere wie Ulrich Rudel oder Erich von Manstein veröffentlichten ihre Memoiren mit sechsstelligen Auflagenzahlen in angesehenen Verlagen und prägten das Bild vom „sauberen Krieg" und der „ehrenvollen Wehrmacht". So ist es kaum verwunderlich, dass in vielen Familien über den Nationalsozialismus und die konkrete Beteiligung der Eltern, Großeltern und anderer Verwandter an den Verbrechen kaum gesprochen wurde. Stattdessen wurden die ungebrochene Tapferkeit und Kameradschaft der „anständigen Soldaten" verklärt, während die Verbrechen der Wehrmacht und der Mord an den Jüd*innen in den besetzten Gebieten nicht thematisiert wurden.

Böll wollte dieser gezielten Verharmlosung und Leugnung der Verbrechen der NS-Zeit seine Literatur entgegensetzen. Eine Erzählung oder ein Roman sollte dabei über das hinausgehen, was in einem Tatsachenbericht, einer Reportage oder in Dokumenten über den Zweiten Weltkrieg veröffentlicht wurde. Bölls literarisches Selbstverständnis fußt auf der „sogenannten Wirklichkeit" und unterscheidet zwischen „aktuell" und „wirklich". Das „Aktuelle" (das können Daten, Dokumente oder Tatsachen sein) ist Ausgangspunkt einer „produktiven Einbildungskraft", die es ermöglicht, „aus den Tatsachen die Wirklichkeit

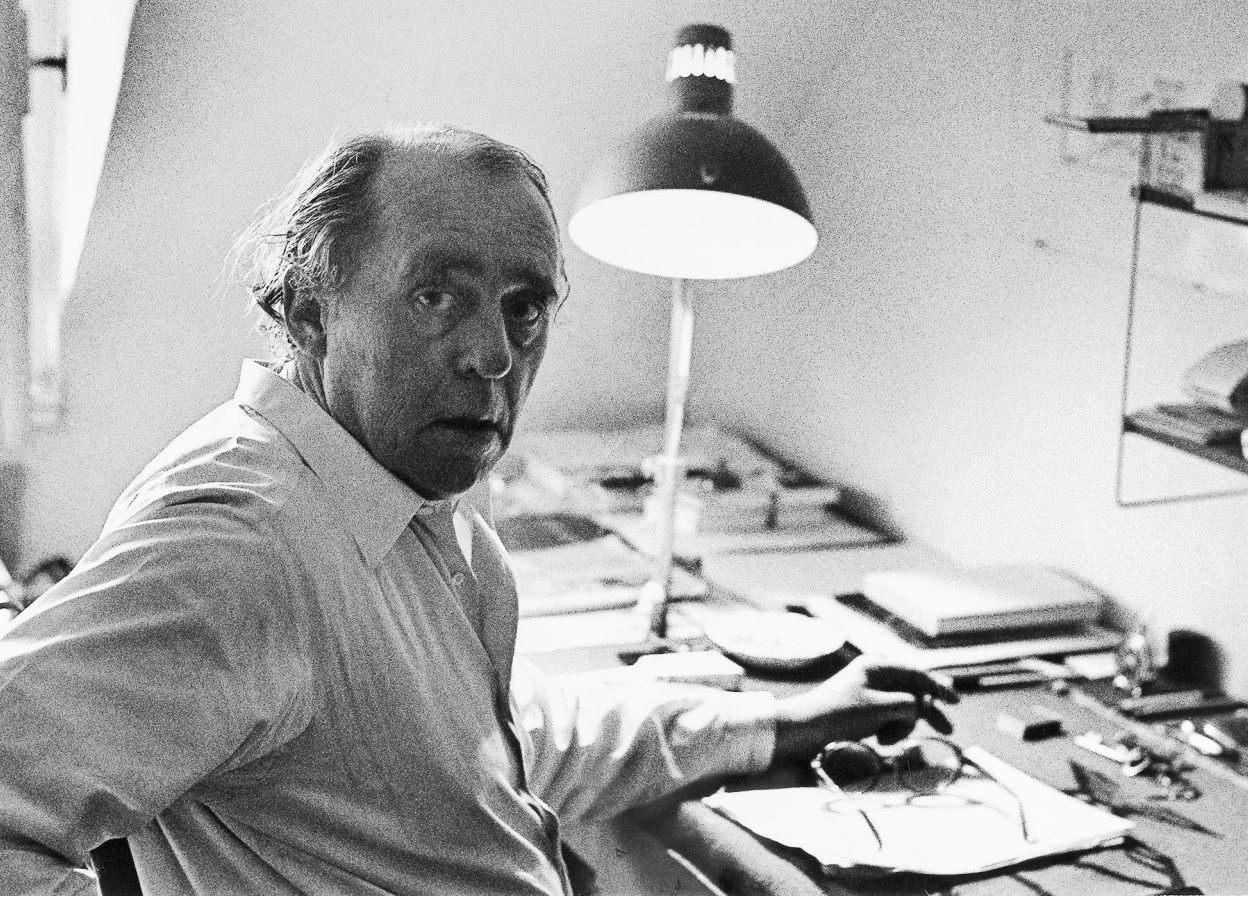


Abb. 2 Heinrich Böll im Jahr 1971 an seinem Schreibtisch.

zu entziffern“ (KA 7: 381). Die Sprache diente Böll nicht dazu, Gegenstände und Geschichten vordergründig ins Bild zu rücken. Es ging ihm vielmehr darum, die Betrachtung von Dingen zu verändern, Ungesehenes, Übersehenes, Unbedachtes im Medium Sprache sichtbar zu machen und komplexere Perspektiven zu vermitteln.

Welche Bedeutung Sprache gerade bei einem sensiblen Thema für Böll hatte, erlebte der Verleger J. C. Witsch, als ausgerechnet Heinrich Böll in seiner Rezension „Heißes Eisen in lauwarmer Hand“ (KA 5: 101ff.) im August 1952 das Buch *Der Funke Leben* von Erich Maria Remarque verriss, das in seinem Hausverlag erschienen war. Remarques Roman thematisiert das Lagerleben gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und blickt literarisch eindringlich auf die Verbrechen des Nationalsozialismus. Doch Böll beklagt in seinem Text, dass „es betrüblich [ist], wenn ein politisch begrüßenswertes Buch sich literarisch als teilweise angreifbar erweist. Zweifellos gehört Mut dazu, einen KZ-Roman zu schreiben, mehr noch, ihn zu verlegen.“ (KA 5: 101)

Remarques Roman erschien zwar „politisch gerade im richtigen Augenblick“, doch Böll empfand ihn aus sprachlichen Gründen als „angreifbar“, weil die dargestellten Gräueltaten der SS zu sehr dem SS-Jargon angeglichen

schienen. Böll erkennt an, dass Remarque die Verbrechen verurteilen will. Er sieht jedoch die Gefahr, dass der Sprachduktus der SS in den Text eingeschrieben bleibt und dadurch die beabsichtigte Wirkung konterkariert. Böll zufolge kann man nicht vollständig kontrollieren, wie Worte wirken, da sie bei der Leserschaft Bedeutungen und Assoziationen hervorrufen, die über die eigentliche Intention hinausgehen. Für Böll ergab sich daraus sprachliche „Angreifbarkeit", weil die verwendete Sprache, quasi das Wortmaterial, nicht neutral, sondern durch die Geschichte der Gewalt belastet ist.

Diese Kritik an Remarque ist ein Beispiel für Bölls „Sprachtheorie", die durch bewusste Arbeit am Wort eine „menschliche Sprache" zurückgewinnen will, sich aber der Belastung durch NS-Semantik sehr bewusst ist. Mit dieser „Sprach-Haltung" galt Böll als der typische Repräsentant der Gruppe 47. In dem von Hans Werner Richter gegründeten, männlich dominierten literarischen Forum wollten die Autor*innen eine unideologische Sprache nach dem Ende des „Dritten Reichs" erproben. Ihr Leitmotiv war ein „Realismus des Neuanfangs" – mit einer klaren, nüchternen Sprache, ohne Pathosformeln und NS-Vokabular. Bei den Treffen der Gruppe 47 wurden Texte vorgelesen und dann in der Gruppe diskutiert und kritisiert. Heinrich Böll erhielt 1951 den Preis der Gruppe für die Erzählung *Die schwarzen Schafe*. Ein Jahr später trug Paul Celan vor der Gruppe sein Gedicht *Todesfuge* vor. Die Anwesenden begegneten dem Text weitgehend ablehnend und mit Kritik. Für sie scheiterte Celan daran, in seinen Gedichten die von den Nazis zerstörte Sprache zu „überwinden", vielmehr wolle er sie ästhetisch durchleiden. Böll äußerte, Celan sei „auf die peinlichste Weise missverstanden worden" (KA 18: 233). Celans Sprachskepsis, geprägt von Theodor W. Adornos formulierter These, dass nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben barbarisch sei, passte nicht ins Programm der Gruppe 47.

Über den Holocaust sprechen und daran erinnern

Heinrich Böll und Paul Celan blieben weiterhin freundschaftlich verbunden. Böll traf Celan bei seinen Reisen nach Paris im November 1952 und im Mai 1953 beim deutsch-französischen Schriftstellertreffen. Anfang April 1954 besuchte der Lyriker anlässlich einiger Lesungen im Rheinland Heinrich Böll in Köln. Dort erkundeten sie bei einem Rundgang die romanischen Kirchen und besuchten eine Schule. Bei der Begegnung mit Schülerinnen und Schülern wurde deutlich, dass sie nichts über die jüngste Vergangenheit und das Schicksal der Jüd*innen wussten. Diese Begegnung bildete für Böll den Einstieg in seinen Text *Auferstehung des Gewissens* (KA 7: 299ff.), den er am 15. April 1954, dem Gründonnerstag vor Ostern, in der katholisch-konservativ geprägten *Kölnischen Rundschau* veröffentlichte.

Böll beanstandete, dass im Schulunterricht keine Aufklärung über die Verbrechen der Nationalsozialisten stattfinden würde.

„Die Lehrerin hatte über die Juden gesprochen, und es stellte sich heraus, daß nicht ein einziges von vierzig Kindern um die Judenvernichtung wußte, um den kaltblütigsten Pogrom, der je in der abendländischen Geschichte stattfand. […] Unsere Kinder wissen nicht, was vor zehn Jahren geschehen ist. Sie lernen die Namen von Städten kennen, mit deren Nennung sich ein fader Heroismus verbindet: Leuthen, Waterloo, Austerlitz, aber von Auschwitz wissen unsere Kinder nichts."

(KA 7: 299)

Für diese Unkenntnis der Kinder machte er das Familienumfeld verantwortlich. „Wie die Unwissenheit der Kinder beweist, ist das Gewissen der Eltern – unser Gewissen – tot; getötet vielleicht von Vitalität, aber wir wollen uns nicht täuschen: die Vitalität, die das ‚deutsche Wunder' bewirkt, ist kein Alibi für das Gewissen der Christenheit." Böll empfand es blasphemisch, einerseits den wirtschaftlichen Aufstieg als „Wunder" zu bezeichnen, andererseits aber kaum Empathie für die Opfer des organisierten Massenmordes öffentlich zu äußern.

Mit der Reaktion der Leserschaft hatte die Redaktion der *Kölnischen Rundschau* nicht gerechnet. Am 24. April 1954 veröffentlichte sie auf der Leserbriefseite: „Der Gründonnerstagsartikel des Kölner Dichters Heinrich Böll, der eine vorösterliche Gewissenserforschung darstellte, hat ein heftiges Für und Wider ausgelöst – ein Beweis dafür, dass die Ansichten selbst im Leserkreis einer Zeitung, die eine eigene Meinung hat, in einer Einzelfrage stark auseinandergehen können". Manche reagierten positiv und sahen keinen Tabubruch darin, Schülerinnen und Schüler über die nationalsozialistische Vergangenheit zu informieren.

„Der Artikel von Heinrich Böll ‚Auferstehung des Gewissens' hat mich tief beeindruckt. Darf ich Ihnen danken, daß Sie es ermöglicht haben, in Ihrer weitverbreiteten Zeitung diesen eindringlichen Ruf an das Gewissen der Menschen zu richten und Lehrer an Schulen und Universitäten aufzurütteln, ihre erzieherische Pflicht zu erfüllen."

(Leserbrief, Kölnische Rundschau, 24.4.1954)

Anonyme Leserbriefe, die nicht abgedruckt wurden, leitete der Verlag an Heinrich Böll weiter. So behauptete ein Leser in einem handschriftlichen Brief:

„Die Vergasung einer so großen Anzahl von Menschen, wie behauptet, ist technisch unmöglich. […] Die ganze Tendenz des Artikels kennzeichnet den Verfasser als Verleumder, Widerständler, Eidbrüchigen und Landesverräter, der aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossen werden sollte."

(HBA 4023–032)

„Dieser Artikel war jedem denkenden und toleranten Menschen ein Schlag ins Gesicht. Ich überlege mit meinem großen Bekanntenkreis, ob wir noch weiter die Kölnische Rundschau beziehen wollen. […] Ich will Frieden mit den paar Juden, die noch nicht im Lande ihrer Väter sind, ich will Gastfreundschaft und Höflichkeit, aber was Herr B. verlangt, geht zu weit, viel zu weit! Lassen wir die Vergangenheit ruhen, das ist besser."

(HBA 4023–036)

Wie diese Reaktionen zeigen, gab es seit den 1950er-Jahren immer wieder die Tendenz, dass Opferzahlen und Leidensgeschichten relativiert wurden. Hinweise auf die systematische Vernichtung der Jüd*innen wurden gelegentlich mit den zivilen deutschen Todesopfern durch Flucht und Vertreibung aufgerechnet. Für Böll war es ein Akt der Unmenschlichkeit, wenn „die Toten zum Gegenstand dieser Art nationalen Kontokorrents" gemacht wurden.

„Das pommersche Kind, das auf der Landstraße erfror – es steht uns nicht an, seinen Tod als Ausgleich anzubieten für den Tod des jüdischen Jungen, der in Birkenau ins Krematorium gezerrt wurde. Wir sind nicht Bilanzbuchhalter des Unheils – und sollten uns nicht dazu machen: unsere Rechnungen würden nicht aufgehen."

(KA 10: 552)

Böll sah in Flucht und Vertreibung grausame Folgen des Krieges, sie waren aber nicht vergleichbar mit dem staatlich organisierten Völkermord. Doch Vertriebenenverbände und konservative Publizist*innen betonten, Deutsche seien nicht nur Täter, sondern auch Opfer gewesen.

Kontinuität in Behörden und Armee oder Neuanfang?

In der Bevölkerung wurde das Schicksal der Wohnungslosen unterschiedlich wahrgenommen. Neben den ausgebombten und evakuierten Menschen bildeten die Flüchtlinge aus dem Osten die größte Anzahl der Menschen, die untergebracht werden mussten. Die unterschiedliche Wahrnehmung der Betroffenen wurde noch dadurch befördert, dass der Bundestag bei der Verabschiedung von Gesetzen die Interessen von Vertriebenenverbänden stärker berücksichtigte. Böll wies in seinem Essay *Heimat und keine* (KA 14: 376–380) von 1965 rückblickend darauf hin, „daß man immer nur an den Osten Deutschlands denkt, wenn das Wort heimatvertrieben fällt. Natürlich denkt man schon gar nicht an die allerersten, die aus der Heimat vertrieben wurden, die Emigranten." (KA 14: 378) Im öffentlich-politischen Sprachgebrauch wurde der Begriff „Heimatvertriebene"

stärker noch als die ebenfalls mit ihr aufgekommene Vokabel „Vertriebene“ benutzt, um das „gemeinsame Schicksal besonderer Art der so Bezeichneten“ zu betonen. Es war eine politisch-moralische Kategorie für die zum Verlassen ihrer Heimat gezwungenen „Opfer“ (KA 14: 579).

Der Bundestag beschloss 1953 ein „Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge“, das die Rechte und Pflichten von Heimatvertriebenen und Spätaussiedler*innen in Deutschland regelte. Es wurde erlassen, um die Integration dieser Gruppen zu erleichtern und aus der Vertreibung resultierende Nachteile zu mildern. Jüdische Opfer, insbesondere von Enteignungen und Zwangsdeportationen Betroffene, wurden auch berücksichtigt.

Der Bundestag hatte zuvor im April 1951 ein Gesetz (Art. 131 GG) verabschiedet, dem zufolge alle früheren Beamten, die zwischen 1933 und Mai 1945 im Amt waren und über entsprechende Qualifikationen verfügten, ins Berufsleben integriert werden mussten. Nach Anordnungen des Bundesinnenministeriums sollte diese Personengruppe vorrangig bei der Einstellung berücksichtigt werden. Dadurch war der Anteil von ehemaligen Nationalsozialisten bei Behörden oder Einrichtungen extrem hoch. So konnte es durchaus passieren, dass der Beamte, der in den 1930er-Jahren eine Enteignung initiiert hatte, nun für den Antrag auf Lastenausgleich bzw. Restitutionsforderungen zuständig war.

Gegen die personellen Kontinuitäten ehemaliger Nationalsozialisten in den städtischen Verwaltungen, im Staatsdienst, in den Ministerialbürokratien, der Justiz oder der Bundeswehr fand in München-Grünwald im Februar 1956 die konstitutive Sitzung des „Grünwalder Kreises“ statt. In dieser Aktionsgemeinschaft versammelten sich demokratisch gesinnte Intellektuelle gegen restaurative Tendenzen in der Ära Adenauer. Auf Initiative von Hans Werner Richter kamen neben Heinrich Böll viele Autor*innen der Gruppe 47, aber auch prominente Köpfe aus Wissenschaft, Publizistik und Politik zusammen. *Die Welt* vom 7. Februar 1956 berichtet unter dem Titel „Wachsamkeit tut not“, Richter habe der Meinung Ausdruck verliehen, „man müsse eine ‚freiwillige demokratische Feuerwehr‘ bilden und bereits vorbeugende Maßnahmen treffen“. Der Kreis engagierte sich für die Förderung der Demokratisierung, den Kampf gegen faschistische und kommunistische Strömungen und die Unterstützung der Bundeswehrsoldaten als mündige Staatsbürger. Es gehörte auch zum Selbstverständnis des Kreises, die Intellektuellen für ihre politische Verantwortung und ihren Einsatz für die Verteidigung der Meinungsfreiheit zu sensibilisieren.

Der Grünwalder Kreis organisierte Tagungen zu verschiedenen Themen in verschiedenen Städten. Zum Thema ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS in der Bundeswehr berichtete *Vorwärts* am 19. Oktober 1956 von der Tagung des Grünwalder Kreises in der Universitäts-Mensa in Köln, zu deren Einladungs-Komitee auch Heinrich Böll gehörte. Weit über 200 Personen nahmen an der Veranstaltung teil und hörten einen Bericht von Jesco von Puttkamer über die wehrpolitische Entwicklung. Es folgte eine Diskussion (unter Beteiligung von

Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier), an deren Ende festgestellt wurde, dass „ehemalige Angehörige der Waffen-SS nicht in die Bundeswehr hätten aufgenommen werden dürfen, weil die SS die sichtbarste Verkörperung des nationalsozialistischen Unrechtsstaates darstelle".

Neben seinem politischen Engagement wirkte Böll auch durch seine Erzählungen und Satiren. Am 15. September 1957, am Tag der Bundestagswahl, erschien in der Gewerkschaftszeitung *Aufwärts* die Satire *Hauptstädtisches Journal* (KA 10: 281–289), in der Böll aus der Sicht eines zynischen Obersts a.D. den wieder auflebenden Militarismus in einer Bundeswehr beschreibt, die sich ihrer Tradition noch nicht sicher ist. Der Oberst initiiert die Gründung einer „Akademie für militärische Erinnerungen", die ehemaligen Soldaten (vom Major aufwärts) die Gelegenheit geben soll, ihre Memoiren niederzulegen.

Erinnerung an den Widerstand

Böll hatte am 12. September 1953 das Buch *Der lautlose Aufstand* mit dem Untertitel „Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes von 1933 bis 1945" unter dem Titel „Der Rentner Wilhelm Lehmann" rezensiert (KA 7: 92f.). Das durch den Schriftsteller und Widerstandskämpfer Günther Weisenborn herausgegebene Buch dokumentiert Originalberichte zahlreicher Widerstandsgruppen, Forschungsergebnisse der Organisationen, Ermittlungen amtlicher Stellen, umfangreiches Briefmaterial, die Akten des Volksgerichtshofes, Abschriften aus Gestapodokumenten. Weisenborn ordnete das Material in einzelnen Kapiteln: „Der Widerstand aus dem Glauben", „Die bürgerliche Opposition", „Der militärische Widerstand", „Widerstand der Arbeiter", „Die Rolle der Intellektuellen". Außerdem listet das Buch die Literatur der Widerstandsbewegung auf. In seiner Rezension hebt Böll den Fall eines Rentners hervor, „ein einfacher Mann, der nichts anderes wusste, als an die Wand einer Bedürfnisanstalt zu schreiben: Hitler, du Massenmörder." Unter dem Titel „Ein alter Mann in der Maschinerie der NS-Justiz" wird in Weisenborns Dokumentation dargestellt, wie der politisch nicht organisierte Wilhelm Lehmann aufgrund seiner Äußerungen gegen Hitler und den Krieg wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" und „Aufforderung zur Tötung des Führers" angeklagt und hingerichtet wird.

> *„Das gesamte Aktenbündel des ‚Rentners Wilhelm Lehmann' ist erhalten geblieben, in Weisenborns Buch abgedruckt worden, es liegt dazwischen, zwischen den Dokumenten über die vielen organisierten Gruppen, über die großen Versuche, Hitler zu beseitigen, den 20. Juli und die ‚Weiße Rose' – und liegt neben der Kostenaufstellung eines Henkers, die beweist, daß Henker zu sein ein gutes Geschäft war."*
>
> (KA 7: 92)

Böll verweist darauf, dass nicht genug über den Widerstand berichtet werden könne,

> *„aber ein so bezeichnender Fall für den einsamen Tod eines einzelnen, wie der Fall des Rentners Wilhelm Lehmann, macht die trockenen Zahlen der Statistiken über Verhaftungen und Hinrichtungen zu knappen Tabellen des Grauens, eines Grauens, das wir nicht vergessen sollten“.*
>
> (KA 7: 93)

Auch der kirchliche Widerstand im „Dritten Reich“ beschäftigte Böll. Die „Deutschen Christen“ – eine rassistische und antisemitische Strömung innerhalb des Protestantismus – hatten versucht, die Deutsche Evangelische Kirche (DEK) mit dem Nationalsozialismus gleichzuschalten, woraufhin sich 1934 die oppositionelle „Bekennende Kirche“ gründete. Als Katholik interessierte ihn vor allem die katholische Kirche. Sie schloss am 20. Juli 1933 mit der NS-Diktatur ein Reichskonkordat, was ihr eine gewisse Autonomie im Gegenzug zur Nichteinmischung von Geistlichen in politische Angelegenheiten garantierte. Als Ausdruck des Widerstands wurde dagegen der „Dekalog-Hirtenbrief“ wahrgenommen, den die katholische Deutsche Bischofskonferenz am 12. September 1943 in allen katholischen Kirchen verlesen ließ. Darin wurde die Ermordung von „Menschen fremder Rassen und Abstammung“ verurteilt. Es war die schärfste gemeinsame Äußerung der Bischöfe gegen das nationalsozialistische Regime. Nach dem Krieg hatte die katholische Kirche eine gewisse Reputation bei den Alliierten, weil einige katholische Geistliche im Widerstand agiert hatten und von den Nationalsozialisten ermordet worden waren. Heinrich Böll äußerte dazu:

> *„Der deutsche Katholizismus ist in einer geschickten Lage: Wird er nach seiner Loyalität gefragt, zeigt er das Konkordat vor […]; wird er um seiner Loyalität willen angegriffen, zeigt er die katholischen Widerstandskämpfer vor, aber ich wiederhole: Widerstand war Privatsache, der offizielle Status war der des Konkordats.“*
>
> (KA 14: 12)

Böll beobachtete mit großem Misstrauen die Aktivitäten der katholischen Amtskirche und deren enge Verbindung mit der Adenauer-Regierung. Einerseits kritisierte er beispielsweise den mangelnden Einspruch der Kirche gegen die Wiederbewaffnung bzw. den Aufbau der Bundeswehr in den 1950er-Jahren oder die direkte Wahlhilfe für die CDU/CSU von der Kanzel herab. Andererseits unterstützte er die verstärkte Anstrengung der katholischen Kirche, das

Verhältnis zum Judentum neu zu definieren und Dialogprozesse zu initiieren, die auf eine tiefergehende Verständigung abzielen, um Misstrauen und Vorurteile abzubauen und die gegenseitige Anerkennung zu fördern.

Böll als öffentlicher Homo politicus

Bölls politisches Engagement wurde nach 1954 mit der Veröffentlichung des Artikels *Auferstehung des Gewissens* immer sichtbarer. Eine Folge davon war, dass Professor Helmut Gollwitzer, Vorsitzender der Bonner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, ihn einlud, am 8. März 1956 die Eröffnungsrede im Kammerspielsaal der Bonner Universität zu halten. Im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit" wurden seit 1952 jährlich im März von den verschiedenen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit bundesweit Veranstaltungen durchgeführt, um Öffentlichkeit für ihre Zielsetzung und ihr Jahresthema herzustellen. Sie förderten die Aufarbeitung des Holocaust und den jüdisch-christlichen Dialog.

Die Veranstaltung am 8. März 1956 war Bölls erster öffentlicher Auftritt als Redner. Seine Haltung zum Judentum war nicht philosemitisch, erst recht nicht antisemitisch, sondern wuchs aus einer christlichen, humanistischen und antifaschistischen Erziehung. Er fühlte sich vom Holocaust persönlich betroffen und moralisch gefordert. Der Titel seiner Rede *Wo ist Dein Bruder?* (KA 10: 16–28) war zugleich auch das Jahresthema der „Woche der Brüderlichkeit". In seiner Rede thematisierte er die Abstrahierung des Völkermords und beantwortete seine eingangs gestellte Frage nach dem Verbleib seines Bruders: „Er ist hinter den Nullen verborgen, die in den Geschichtsbüchern am Ende der vielstelligen Zahlen stehen. Die Zahl spielt dabei eine wichtige Rolle: Die überlebenden Mörder streiten sich darum, ob vier oder sechs Millionen Juden ermordet worden sind; in solchem Streit lebt die Barbarei, die sie ermordete, unvermindert fort." Das Einzelschicksal wird dadurch marginalisiert, tritt hinter die historischen Fakten der Verfolgung und Ermordung der Jüd*innen zurück. Denn der Tod eines einzelnen Menschen vermag mehr zu berühren als die unvorstellbare Massenvernichtung.

In dieser Rede verweist Böll auch auf die biblischen Gestalten Kain und Abel. Der ältere Kain, der seinen Bruder Abel erschlug, wurde von Gott durch das Kainsmal gezeichnet und zu einem unbeständigen Leben in der Wüste verurteilt (Bibel, Gen 4,1–16). Doch das Zeichen ist weniger ein Schandmal als ein Schutz. Dennoch wurde das „Kainsmal" weitgehend für ein Zeichen der Schande gehalten und metaphorisch in diesem Sinne gebraucht. Böll verweist darauf, dass das Kainsmal nicht für die personifizierte Brutalität steht, sondern für das, was Hannah Arendt später die „Banalität des Bösen" nannte.

„Wir, die wir hier versammelt sind, sind nicht ganz Kain, nicht ganz Abel: Wir haben nicht die Hand erhoben, um unseren Bruder zu erschlagen, noch sind wir erschlagen worden. Wir sind Überlebende, Mit-Überlebende, denn mit uns zusammen lebt der Überlebende Kain. Kain, dieser Name erweckt in uns die Vorstellung von Blutrünstigkeit, aber das Kennzeichen des modernen Kain ist nicht seine Bestialität: er ist harmlos, sanft, ein Durchschnittsmensch, einer von denen, die keiner Fliege etwas zuleide tun können: er ist unfassbar, undefinierbar, es ist ein Irrtum zu glauben, der Teufel sei groß oder großartig, er habe Format. Er hockt im Durchschnitt, das ist das ihm angemessene Gewand."

(KA 10: 20)

Böll bemerkte, dass unmittelbar nach dem Krieg eine Phase der Nachdenklichkeit eintrat, die aber bedauernswerterweise zugunsten des Neuaufbaus und des Wunsches nach Behaglichkeit verschwunden war. Die Menschen hatten die Chance auf eine neue Form von Brüderlichkeit, da sie weder kollektiv schuldig noch unschuldig waren. Doch statt diese Chance zu nutzen, tauschten sie sie gegen oberflächlichen Wohlstand und materielle Werte ein. Böll konstatiert, dass seit der Währungsreform Ungerechtigkeit herrschte, in der die Starken profitieren und die Schwachen zurückbleiben – gerechtfertigt durch eine fragwürdige Vorstellung von „Vitalität".

In der *Bonner Rundschau* vom 9. März 1956 heißt es anerkennend, dass Bölls Vortrag „kein Wort routiniertes Gerede war, sondern erlebt, aufrüttelnd in seiner Wahrhaftigkeit und gerichtet an jedermann". Dass der Redakteur der *Bonner Rundschau* es erwähnenswert findet, dass Böll kein „routiniertes Gerede" vorgetragen hatte, zeigt deutlich, wie mit der Vergangenheit in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren öffentlich umgegangen wurde. Es war vor allem der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge", der mit großem persönlichem und finanziellem Engagement die Errichtung von Denkmälern für die gefallenen Soldaten der Wehrmacht initiierte. Diese wurden meist auf Friedhöfen errichtet, und die christlichen Motive auf den Denkmälern unterschieden nicht zwischen einem zivilen und einem gewaltsamen Tod, zwischen Zivilist*innen und Soldaten.

Trauer für wen und wie?

Es gab ein institutionalisiertes Gedenken im Land: Der Volkstrauertag, ursprünglich 1922 im Deutschen Reich als offizieller Gedenktag eingeführt, 1934 per Gesetz zum Staatsfeiertag erklärt und in „Heldengedenktag" umbenannt, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg wiederbelebt und diente zunächst der persönlichen Trauer und Erinnerung an die Kriegstoten. Die erste zentrale Feierstunde des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge zum Volkstrauer-

tag fand 1950 im Deutschen Bundestag unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Theodor Heuss statt. Die Zeremonie im Bundestag, eröffnet mit einer Rede des Bundespräsidenten in Anwesenheit des Bundeskanzlers und des Kabinetts, sollte sich jährlich wiederholen. In vielen anderen Städten wurden anlässlich des Volkstrauertags an Ehrenmälern und Denkmälern Kränze niedergelegt. Im gesellschaftlichen Bewusstsein wurden vor allem die deutschen gefallenen Soldaten durch diese Ehrungen „glorifiziert".

> *„Die Inschriften bezeichnen die Gefallenen als ‚Unsere Toten', ‚Unsere Söhne' und gelegentlich sogar als ‚Unsere Helden', die sich ‚Für uns', für die ‚dankbare Gemeinde', für die Heimat und die Kameraden geopfert hätten. Die gefallenen Befreier bzw. wenigstens die westlichen Alliierten waren nicht ‚denkmalwürdig'."*
>
> (Hausmann 1997: 3)

Durch die jährliche Zeremonie wurde, davon ging Böll aus, das Gedenken zur Routine, zwischen Tätern und Opfern wurde kaum noch differenziert. Heinrich Böll beklagte in seiner Rede *Heldengedenktag* (KA 10: 514–517), die er für die Feierstunde des Verbands der Kriegsdienstverweigerer in Bonn am 16. November 1958 verfasste, den „befohlenen Pathos" bei den Feierlichkeiten an den Ehrenmälern. „Wir sollten die Schulkinder auf die großen Friedhöfe führen: Gräber überzeugen auf eine eindringliche Weise, die keinen Kommentar erfordert." Böll erkannte, dass die routiniert politischen Reden, die für die breite Öffentlichkeit formuliert und von Fernsehanstalten übertragen wurden, in der Gesellschaft auf massives Desinteresse stießen.

> *„Der Heldentod, der ihnen so großzügig bescheinigt wird, ist politische Münze, ist als solches Falschgeld. Die Toten gehören nicht mehr den Staaten, den Parteien. Ihr Schweigen lässt sich nicht zu Parolen ausdeuten. Die fürchterliche Apparatur der Meinungsmaschinen wird auf die Feiern gerichtet: Presse, Funk, Film; Musik erklingt, die amtliche Träne, das bewegte Gesicht, die zuckende Hand, sie werden dem Zeitgenossen gezeigt, der im Klubsessel sitzt, am Bildschirm dem Trauerakt folgt; er fühlt sich zur Rührung verpflichtet und legt für einen Augenblick die Zigarre aus der Hand, nur für einen Augenblick, er, der mit größerer Schuld beladen ist als mit politischem Irrtum: mit Gleichgültigkeit."*
>
> (KA 10: 515)

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum Volkstrauertag ist Erinnerung an die nationalsozialistische Judenverfolgung nicht explizit vorgesehen. Erst am 27. Januar 1996 wurde ein bundesweiter Gedenktag für die Opfer des National-

sozialismus in Deutschland eingeführt, der an die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz am 27. Januar 1945 erinnern soll. In der Nachkriegszeit waren es die „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit", die ein Bewusstsein für die Opfer der Judenverfolgung in der Bevölkerung schaffen wollten. Heinrich Böll war Gründungsmitglied bei der ersten offiziellen Versammlung der „Kölnischen Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit" am 15. Juli 1958 im Kölner Kongresshaus Gürzenich. Als Mitglied dieser Gesellschaft hielt Böll am 8. März 1959, drei Jahre nach seiner ersten Rede, ein weiteres Mal einen Vortrag anlässlich der „Woche der Brüderlichkeit" in Essen mit dem Titel *Preis der Versöhnung* (KA 10: 547–553).

Seine Rede begann mit der Feststellung, dass die Sprache nicht ausreichen würde, um die Erinnerung an die Opfer der Judenverfolgung in Worte zu fassen.

> *„In diesem Raum reicht die Sprache nicht aus, und so ist alles, was ich sage, zur Hilflosigkeit verdammt, zur Unzulänglichkeit; in diesem Raum reichen auch Empfindungen wie Scham und Reue nicht aus, Trauer und Schmerz füllen ihn nicht. Es bleibt ein Rest."*
>
> (KA 10: 547)

Er war in Sorge, ob die bundesdeutsche Gesellschaft den Anfängen einer Diffamierung und Verfolgung, wie sie im „Dritten Reich" begann, widerstehen könnte. Er sprach von der Macht der Manipulation durch Medien und davon, dass

> *„eine ungeheure Kraft dazu [gehört], sich gegen die Macht dieser Meinungsmaschinen Nachdenken zu bewahren und Erinnerungsvermögen. Es könnte eine Zeit kommen, in der es als politisch nicht mehr opportun gilt, den Verbrechen der Vergangenheit jene Namen zu geben, die ihnen gebühren; erst dann werden wir beweisen können, wieviel uns die Freiheit wert ist."*
>
> (KA 10: 553)

Da man spätestens seit 1945 gewusst habe, wozu der Mensch fähig sei, mahnte er zur Widerständigkeit, denn „was an den Juden geschah, kann sich an einer beliebig zu klassifizierenden Gruppe von Menschen wiederholen". Er appellierte an seine Zuhörerschaft:

> *„Wir wissen, daß man schuldig werden kann, nicht nur, indem man etwas tut – sondern indem man etwas nicht tut; indem wir nicht widersprechen, jedesmal wenn das Wort Jude in einem anderen als ehrenvollen Sinn*

ausgesprochen wird – indem wir nicht widersprechen, wenn das Unheil der Vergangenheit geleugnet wird. Wir sind der Versöhnung nicht würdig, wenn wir die Morde der Vergangenheit auf diese Weise billigen.“

(KA 10: 553)

Politische Bildung tut not

Weder die politischen Kreise noch die Gesellschaft zeigten sich von dem, was Böll erkannte und in seinen Reden formulierte, beeindruckt. Das betraf seinen 1958 veröffentlichten *Brief an einen jungen Katholiken* (KA 10: 441–458), in dem er seine Kritik am deutschen Nachkriegskatholizismus und dessen Anbiederung an die Politik äußerte. Auch seine beiden Reden für die Feierstunde des Verbands der Kriegsdienstverweigerer mit dem Titel *Heldengedenktag* (KA 10: 514–517) oder für eine Feierstunde des Bundes der Verfolgten des Nazi-Regimes (BVN) im Düsseldorfer Landtag mit dem Titel *Warnung vor Herrn X* (KA 12: 51–55) verfingen nicht. Die Gesellschaft stand schweigend und widerstandslos zu dem, was die von der CDU/CSU bestimmte Politik entschied und tat. Trotz der im Jahre 1952 gegründeten „Bundeszentrale für Heimatdienst“, dem Vorläufer der Bundeszentrale für politische Bildung, war die Entwicklung staatlicher politischer Bildung nicht bis in die Schulen vorgedrungen. Aus diesem Grund war die im April 1959 gesendete Fernsehdokumentation über das zeitgeschichtliche Wissen der deutschen Schüler*innen sicher keine Überraschung. Die Sendung: „Blick auf unsere Jugend, Teil 1: Hitler und Ulbricht? Fehlanzeige“, eine politische Reportage von Jürgen Neven-du Mont über den Wissensstand der Kinder und Jugendlichen an westdeutschen Gymnasien, hatte „niederschmetternd geringe Kenntnisse über die beiden Formen des Totalitarismus auf deutschem Boden“ aufgedeckt. So urteilte der *Rheinische Merkur* am 22. Mai 1959 und lieferte einen Beweis dafür, wie dringend notwendig schulische und außerschulische Angebote zur Aufarbeitung des Holocaust waren.

Ebenfalls 1959 entstand eine Bürgerinitiative, die nach Möglichkeiten suchte, der Unwissenheit gegenüber der jüdischen Geschichte, ihren Riten und Traditionen etwas entgegenzusetzen. Heinrich Böll und sein Schriftstellerkollege Paul Schallück, der Journalist Wilhelm Unger, der Verleger Ernst Brücher, der Kulturdezernent der Stadt Köln Kurt Hackenberg und der Buchhändler Karl Keller waren davon überzeugt, dass nach der Bücherverbrennung im Mai 1933 kaum noch Orte oder Bibliotheken existierten, wo man sich über die Geschichte und Kultur des deutschsprachigen Judentums informieren konnte. Auf einer von Böll geleiteten Pressekonferenz wurde am 1. Juni 1959 das Projekt vorgestellt:





Abb. 3 Heinrich Böll spricht auf der Frankfurter Buchmesse 1975 am Stand der Europäischen Verlagsanstalt über die von ihm künftig mit herausgegebene Zeitschrift L76.

„Die Bibliothek Germania Judaica, die wir Ihnen hiermit vorstellen möchten, ist gegründet worden aus der Erkenntnis, daß die Öffentlichkeit nur in unzureichendem Maße über die Geschichte des Judentums in Deutschland informiert ist. Diese Unkenntnis hat in der Vergangenheit die Propagierung von Vorurteilen ermöglicht. Es ist dieselbe Unkenntnis, die heute noch die alten Vorurteile nährt. Es soll die Aufgabe der Germania Judaica sein, Bücher und Dokumente aller Art zu sammeln, die geeignet sind, das Judentum in unserem Lande bekannter zu machen. […] Über diese Sammlung von Büchern und Dokumenten hinaus publiziert die Bibliothek eine eigene Schriftenreihe, deren erstes Heft hiermit vorgelegt werden kann, und Forschungsergebnisse, die über die Geschichte des Judentums in Deutschland Auskunft geben können. In den Räumen der Bibliothek werden auch Gespräche stattfinden. Die Gründer denken vor allem an Gespräche mit solchen Personen, die für die Information der Öffentlichkeit zuständig sind, mit Erziehern, Publizisten, Politikern. […] Diese Aufgaben können nur erfüllt werden, wenn mithilft, wer sich wie die Gründer der Bibliothek, für die Unterrichtung der breiten Öffentlichkeit verantwortlich fühlt. Über die Vorurteile der Vergangenheit aufklären heißt, gegen zukünftige Vorurteile immun machen. Auch sind zweitausend Jahre jüdischen Lebens in Deutschland der Erinnerung der Lebenden wert. Wenn diese Erinnerung gegenwärtig wird, ist neue Eintracht zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland möglich.“

(Neue Rhein-Zeitung vom 2.6.1959)

Konkret wurde Böll, als man ihn fragte, wo die Arbeit der Bibliothek ansetzen würde:

„Zunächst gilt es, die Fülle der ‚Vorurteils-Vokabeln‘ zu entgiften. In unseren Wortschatz und in unsere Vorstellungswelt sind zahlreiche Begriffe eingegangen, die der historischen Wirklichkeit nicht entsprechen. Denken wir nur an Worte wie ‚Judenschule‘, an Parolen wie ‚jüdischer Händlergeist‘, ‚jüdisches Literatentum‘ usw.! Derartige Begriffe sind umso gefährlicher, als sie vielfach nicht in kränkender Absicht, sondern als ‚üblich‘ benutzt werden. Oft enthalten sie aber das Gift des Antisemitismus in feiner Dosierung. Die ‚Germania Judaica‘ strebt danach, durch objektive und genaue Definitionen solche Begriffsverfälschungen auszumerzen.“

(KA 24: 20f.)

Zu den ersten Aktivitäten der frisch gegründeten Bibliothek zählte ein im November 1959 in den Räumen des kurz zuvor wiederhergestellten jüdischen Kulturzentrums veranstalteter Diskussionsabend über deutsche Schrift-

steller*innen in der Emigration. Es wurde ein „Bulletin der Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums“ herausgegeben, in dem Literatur jüdischer Autor*innen rezensiert und essayistische Texte veröffentlicht wurden. Im ersten Band enthalten war beispielsweise Rolf Geißlers Aufsatz: *Was kann die Jugend vom Nationalsozialismus wissen?* Diese Reihe wurde jedoch nach wenigen Ausgaben aus finanziellen Gründen eingestellt. Schwerpunktmäßig wurden Bücher gesammelt und ein Katalog erstellt mit einer „Auswahl von Titeln, von denen jeder im Einzelnen die Beschäftigung mit dem Ganzen möglich macht: einer mehr als fünftausendjährigen jüdischen Geschichte auf dieser Erde, einer mehr als fünfzehnhundertjährigen in Deutschland. In jeder Einzelheit ist dieses Ganze enthalten, das hinter Schlagworten wie ‚unbewältigte Vergangenheit‘ leicht verlorengeht.“ (KA 12: 300) So beschreibt es Heinrich Böll 1961 im Vorwort zu *Bücher zur Judenfrage*.

Die sich seit 1957 häufenden antisemitischen Vorfälle verschlimmerten sich durch die Schändung der Synagoge in Köln am Heiligabend 1959. Ein 25-jähriger Bäckergeselle und ein gleichaltriger kaufmännischer Angestellter brachten an der Innenseite des Toreingangs der Synagoge in der Roonstraße Hakenkreuze sowie an der Außenmauer die Naziparolen „Juden raus“ und „Deutsche fordern: Juden raus“ an. Zuvor hatten sie am Hansaring die Inschrift des Denkmals der Naziverfolgten mit schwarzer Farbe überstrichen. Das mediale Echo auf die Synagogenschändung war ungewohnt heftig, tagelang berichteten die großen Tageszeitungen von jeder neuen Entwicklung, in deren Folge es zum Jahreswechsel 1959/60 zu Nachahmungstaten kam bei einer bundesweiten Schmierwelle mit weit über 600 Fällen.

Böll hatte zu der Kölner Synagogengemeinde durch seine engere Bekanntschaft mit Rabbi Zvi Asaria (KA 12: 176ff.), dem Vorsteher dieser Gemeinde, einen guten Kontakt und war von den antisemitischen Schändungen entsetzt. Als Vorsitzender der Germania Judaica hatte er an der Einweihung der wieder aufgebauten Synagoge in Köln am 20. September 1959 teilgenommen. In seinem 1960 erschienenen Essay *Zeichen an der Wand* (KA 12: 59–62) macht er noch einmal deutlich, dass die Unwissenheit der jungen Leute die Tat mit verursacht haben könnte.

> *„In der Behandlung, die das Verhältnis der Deutschen zu ihren jüdischen Mitbürgern seit dem Ereignis in Köln erfahren hat, zeigt sich, daß unsere Vergangenheit sich immer weiter von dem Punkt entfernt, wo sie hätte bewältigt werden können. Die Berliner Jugendlichen, die ihrer makabren Malereien wegen bestraft wurden, waren fast alle Kriegswaisen, bei ihnen zu Hause war nie über Politik gesprochen worden.“*
>
> (KA 12: 59)

Er sieht die pädagogischen Kräfte an Schulen und Universitäten in der Pflicht, da das private Umfeld der heranwachsenden Jugendlichen kaum beeinflusst werden könne. In zwei Gesprächen, die unter dem Titel *Geduldet oder gleichberechtigt* (KA 24: 578–581) veröffentlicht wurden, beschäftigten sich der Gemeinderabbiner Zvi Asaria und die Mitbegründer der Germania Judaica Wilhelm Unger, Paul Schallück und Heinrich Böll mit den anhaltenden Problemen des Antisemitismus in Deutschland und wie sich dies auf den Alltag der jüdischen Bevölkerung auswirkte. Böll äußerte darin:

> *„allein das Wort ‚Jude' ist von unübersehbarer Bedeutung. Bei jedem Menschen löst es etwas aus. Ich sehe in der noch immer nicht vollzogenen Definition des Wortes ‚Jude' wohl nicht das direkte Motiv, sicherlich aber die Basis, die Möglichkeit des heutigen Antisemitismus. […] Auf alle Fälle rührt es die Gefühle an. Die Wörter ‚Jude' und ‚Jüdisch' usw. scheinen mir gefährlich, weil die Leute damit keine klaren Begriffe verbinden. Die Ausschreitungen halte ich für kaum erklärbare Reaktionen auf unklare Begriffe. Das Wort ‚Jude' hat durch die Vergangenheit eine unendliche Last bekommen; ich möchte sie die Last des Schreckens nennen. […] Wir müssen, wo wir nur können, die verpflichtende Aufgabe aller unserer Pädagogen betonen, ob sie an Volksschulen, höheren Schulen oder Universitäten lehren. Da wir nicht wissen, wie wir die Eltern, die noch immer verstockt sind, aufklären können, sollten wenigstens unsere Erzieher, von denen wir wissen, daß sie aufklären können, ihre Aufgabe erkennen und mit der Verwirklichung beginnen."*
>
> (KA 24: 581)

Eichmann-Prozess und Studentenbewegung – eine Epoche vor Gericht

Am 11. April 1961 begann in Jerusalem der Prozess gegen Adolf Eichmann, der ab 1939 als Leiter des Judenreferats im Reichssicherheitshauptamt der Reichsführung SS dafür verantwortlich war, den Transport der jüdischen Menschen in die Massenvernichtungslager zu organisieren. Nach dem Krieg gelang es ihm, zunächst in Deutschland, dann 1950 mithilfe katholischer Kreise, in Argentinien unterzutauchen. Im Mai 1960 wurde er vom israelischen Geheimdienst nach Israel entführt und dort vor Gericht gestellt (vgl. KA 16: 607).

„Eine Epoche vor Gericht" nannte die ARD eine regelmäßig ausgestrahlte Sondersendung, in der die beiden Korrespondenten Joachim Besser und Peter Schier-Gribowsky zweimal wöchentlich ausführlich direkt aus Jerusalem über die wichtigsten Ereignisse des Eichmann-Prozesses berichteten. Mit diesem Prozess wurden die Schrecken der Vergangenheit vergegenwärtigt; Holocaust-

überlebende sprachen über die Taten der NS-Verbrecher und traten Eichmann gegenüber, der die Pläne für die Vernichtung eines ganzen Volkes ausgearbeitet hatte. In kaum einem anderen Land wurde im Fernsehen diesem Ereignis eine solche Bedeutung beigemessen wie in der Bundesrepublik Deutschland. In Bölls Arbeitsbuch wurde ein Aufsatz zum Prozessauftakt für diese Sendereihe unter dem Vermerk „Eichmann-Prozess, Jerusalem für NDR" verzeichnet. Veröffentlicht wurde er unter dem Titel *Befehl und Verantwortung* (KA 12: 197). Für Böll stand nicht nur „Eichmann allein dort vor Gericht", sondern auch die nicht zufällige „Geschichte, die ihn an jene Stelle trug" mit all den „Indifferenten", die widerstandslos jeden Befehl ausführten. Seine Aversion gegen jene Untertänigkeit, die charakteristisch für Eichmann war, erklärt, warum er aufgeschlossen dafür war, wenn junge Menschen der älteren Generation widerständig gegenübertraten. Zusammen mit der Germania Judaica, so vermerkt es das „Bulletin der Kölner Bibliothek zur Geschichte des Deutschen Judentums", Nr. 2 von 1961, und auf Anregung von Auslandskorrespondenten wurden in den Räumen der Germania Judaica während des Eichmann-Prozesses regelmäßig Pressekonferenzen abgehalten. Außerdem wurde aufgrund der großen Nachfrage eine Liste mit möglichen Vortragsredner*innen für Schulen, Volkshochschulen und Studentenverbindungen veröffentlicht.

Stärker als verwandte Bewegungen in anderen Ländern klärte die westdeutsche Studentenbewegung über die Zeit des Nationalsozialismus auf und forderte eine vollständige Entnazifizierung der deutschen Gesellschaft und einen konsequenten Antifaschismus. Bereits Ende der 1950er-Jahre setzte sich die Studierendenschaft mit der mangelnden Aufarbeitung der Vergangenheit auseinander und agitierte gegen einflussreiche Nazi-Funktionäre, die es trotz des alliierten Entnazifizierungsprozesses in hohe öffentliche Ämter geschafft hatten. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) initiierte 1959 eine Ausstellung mit dem Titel „Ungesühnte Nazijustiz", die sich mit der Verstrickung zahlreicher Professoren und Universitäten in das NS-Regime auseinandersetzte. Darüber hinaus forderte die Studentenbewegung eine umfassende Demokratisierung der Gesellschaft und eine Reform des Bildungssystems. Sie wandte sich gegen die autoritären Strukturen in Politik, Gesellschaft und Hochschulen und setzte sich für eine stärkere Beteiligung der Jugend an Entscheidungsprozessen ein.

Geheuchelte Bewältigung und 20 Jahre Kriegsende

Schon in den 1950er-Jahren hatte die Bundesregierung die Bitte geäußert, zu Israel diplomatische Beziehungen aufzubauen, was aber von dort als nicht realisierbar zurückgewiesen wurde. Als das Angebot der Bundesregierung für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen Anfang der 1960er-Jahre konkreter wurde, war es nach intensiv geführter Debatte keinesfalls selbstverständlich,

dass das israelische Kabinett zustimmen würde. Ein Hindernis war die drohende Verjährung von NS-Verbrechen: Die Strafgesetzordnung der Bundesrepublik sah eine solche Verjährung der von den Nationalsozialisten begangenen Morde zwanzig Jahre nach Kriegsende vor, demzufolge am 8. Mai 1965, dem zwanzigsten Jahrestag der Kapitulation.

Ab dem 10. März 1964 debattierten die Parlamentarier*innen im Deutschen Bundestag die Argumente für und wider diese Verjährung und erörterten eine mögliche Verschiebung oder gar Aufhebung. Am 23. März 1965 beschloss der Bundestag dann, den Beginn der Verjährungsfrist auf den 1. Januar 1950 festzulegen. Damit waren die strafrechtliche Verfolgung und Ahndung von NS-Morden bis zum Ende des Jahres 1969 möglich. Dieser 1965 gefundene Kompromiss löste das Problem zwar nicht endgültig, doch bereits die Debatte darüber wurde als ein weiterer Schritt in der Entstehung einer bundesdeutschen Erinnerungskultur wahrgenommen, was Heinrich Böll allerdings ganz anders sah. Er kommentierte diese Entwicklung in einem Brief vom 27. März 1965 an die israelische Schriftstellerin Jenny Aloni:

> *„Ich muss bald hier weg, das Land hat keine Ruhe, also auch keine Ruhe mitzuteilen – es ist der vollständige Nihilismus unter bürgerlicher Maske, der hier regiert, und Du solltest Dich weder von der verlängerten Verjährungsfrist noch von den neuerlichen Beziehungen zu Israel täuschen lassen; nicht, dass es die ‚alten Nazis' wären, die kennen wir ja, sie sind unverändert unverbesserlich – nein, es sind die neuen nihilistischen Opportunisten, die das Unheil in sich tragen und verbreiten. Ich glaube, es war nicht gut, dass Israel beim Eichmann Prozess politische Rücksichten auf die Bundesrepublik genommen hat: man kann nicht Herrn [Hans] Globke schonen, die ganze Generalität ausschließen […]. Es wäre gegen die Waffen nichts einzuwenden, wenn es rein geschäftliche Transaktionen wären, aber diese Vermischung mit moralischen Problemen und das ‚Auschwitz'-Gerede hier im Bundestag; dazu eine Armee von jetzt 600 000 Mann – das sind mehr als Hitler bei Kriegsausbruch hatte! Nein, nein, ich habe das schreckliche Gefühl, dass da aus den Ermordeten ein düsteres Kapital für unsere ‚neuen Herren' geschlagen wird."*
>
> (BBA: 63)

Am 30. Juni 1965 schrieb er an Jenny Aloni, dass er „nicht mehr richtig arbeiten kann", weil ihn die gesellschaftspolitischen Themen zu sehr beschäftigen: „hier ist es zu unruhig: Land und Leute, zu viel politischer Wahnsinn, Demagogie und zu viel falsche, d. h. geheuchelte ‚Bewältigung'." (BBA: 67) Böll bezog sich hier wahrscheinlich auf die Erklärung von Bundeskanzler Ludwig Erhard (CDU) zum 8. Mai 1965, die unter dem Titel „Ein fester Wille zur Versöhnung" mit dem Untertitel „Zum 20. Jahrestag des Kriegsendes – Deutschland steht heute

nicht mehr im politischen Niemandsland“ im Bulletin der Bundesregierung am 11. Mai 1965 veröffentlicht wurde. Darin heißt es:

> *„Was aber sagt uns Deutschen rückblickend der 8. Mai 1945? Es war ein Tag so grau und trostlos wie so viele vor oder auch noch nach ihm […]. Doch dann widerfuhr uns die Gnade, daß wir noch einmal die Kraft fanden, von neuem zu beginnen, daß wir uns aus Schutt und Trümmern eine neue Welt bauen konnten, daß wir eine wirtschaftliche und soziale Ordnung errichteten, die, was Menschwerk nur immer vermag, Not zu lindern und Schuld zu sühnen versuchte. […] In uns lebt nicht nur der Schmerz um das geteilte deutsche Land und um das willkürlich und gewaltsam zertrennte deutsche Volk, sondern auch das Bewußtsein der Aufgabe, seine Einheit zurückzugewinnen.“*

Erhard spricht auch von „Befreiung“, allerdings mit Blick auf die Unfreiheit in den kommunistischen Ländern. Mit einem Seitenhieb auf die DDR erläuterte er, dass mit der Niederwerfung Hitler-Deutschlands das Unrecht und die Tyrannei weiterbestünden und es keinen Grund gebe, „den 8. Mai als einen Gedenktag der Freiheit zu feiern“. Die Erklärung zum 20. Jahrestag des Kriegsendes endet mit dem Gedanken:

> *„Das deutsche Volk, das für die Menschheit Großes geleistet hat und die Kraft aufbrachte, sich selbst zu erneuern, darf seiner Zukunft gewiß sein. Wir wollen ihr vertrauen und mutig unser Werk fortsetzen.“*

Böll fand, dass die Bundesregierung den 8. Mai unter dem falschen Fokus betrachtete. In einem Gespräch mit dem Titel „Über Störungen im politischen Bewusstsein der deutschen Gesellschaft“ in dem ARD-Magazin *Report* vom 30. Oktober 1967 erläutert Böll:

> *„Das Urleiden ist der Unwille oder sagen wir die Nichtbereitschaft, die politische Situation der beiden Teile Deutschlands zu erkennen. Beide Erben eines verlorenen Krieges – und welchen Krieges brauchen wir hier nicht zu wiederholen. Die Nichtbereitschaft, die Ausgangssituation für diese beiden Teile Deutschlands wirklich zu erkennen, vor allen Dingen im Verhältnis zum Osten Europas, der immerhin, glaube ich, in diesem Krieg 50 Millionen Menschen verloren hat. Der von Deutschland angefangen wurde und den Deutschland verloren hat. Ich glaube, man sollte den Begriff ‚verlorener Krieg‘ ruhig wieder mal ins Gedächtnis bringen. Und die Nichtbereitschaft, diese Ausgangssituation für jede deutsche Politik zu erkennen, ist das Urleiden, aus dem sich diese schlechten Artikulationen im Politischen ergeben.“*

Empörtes Erinnern

Im Dezember 1966 wählte der Bundestag Kurt Georg Kiesinger (CDU) zum Bundeskanzler, der eine Koalition aus den beiden damals größten Parteien CDU/CSU und SPD bildete. Für Böll war diese Regierungsbildung ein Skandal, da mit Kiesinger ein ehemaliger Nationalsozialist mit NSDAP-Parteibuch seit 1933 an die Spitze der Regierung kam. In einem Interview mit dem französischen Nachrichtenmagazin *L'Express*, das in der *Recklinghauser Zeitung* vom 12. Juli 1969 übersetzt abgedruckt wurde, begründete Böll seine Haltung gegenüber Kiesinger:

> *„Ich, Böll, akzeptiere es nicht, und selbst wenn die ganze Welt ihm seinen Segen gibt. Wenn man das Phänomen Kiesinger akzeptiert, dann findet eine ganze Partei aus der deutschen Geschichte ihre Absolution. Wie konnte ein Mann mit seiner Vergangenheit – und der ein solch zweitklassiger Politiker ist – Bundeskanzler werden? Das läßt sich nicht ohne einen ernsten Grund erklären: den völligen Mangel an kritischem Bewußtsein bei den deutschen Massen, die Bewunderung, die sie für ‚die da oben' empfinden."*

Aus diesem Grund sympathisierte er mit der deutsch-französischen Journalistin Beate Klarsfeld, die am 7. Juli 1968 Kiesinger auf dem Parteitag der CDU in Berlin ohrfeigte und ihn mehrfach als „Nazi" beschimpfte. Beate Klarsfeld wurde unmittelbar verhaftet und noch am selben Tag durch ein Schnellgericht zu einem Jahr Haft ohne Bewährung verurteilt. Sie erklärte:

> *„Ich habe den Bundeskanzler Kiesinger geohrfeigt, um zu beweisen, daß ein Teil des deutschen Volkes, ganz besonders seine Jugend, darüber empört ist, daß ein Nazi, der stellvertretender Abteilungsleiter der Hitlerschen Auslandspropaganda war, heute Bundeskanzler ist."*
>
> (KA 16: 476)

Aus Solidarität schickte Böll ihr spontan Rosen ins Gefängnis und bedankte sich bei ihr. Klarsfeld löste einen öffentlichkeitswirksamen Eklat aus, in dessen Zuge die bundesrepublikanischen Vergangenheitskontinuitäten skandalisiert wurden und Bölls Verachtung gegenüber Kiesinger zum Ausdruck kam. Günter Grass hingegen bezeichnete Klarsfelds Tat als „irrational" und kritisierte Bölls Reaktion, worauf Böll in seinem in der *Zeit* vom 10. Januar 1969 abgedruckten Artikel „Blumen für Beate Klarsfeld" seine Beweggründe darlegte.

> *„Ich frage mich mit der mir zustehenden Bescheidenheit, ob es Günter Grass zusteht, festzustellen, ob und wann ich Anlaß habe, einer Dame*

Blumen zu schicken. Ich hatte Anlaß und bin bereit, den Anlaß allen Schulmeistern unter meinen Kollegen öffentlich kundzutun. Ich war diese Blumen Beate Klarsfeld schuldig.“

(KA 16: 16)

Er war diese Blumen schuldig – unter anderem seiner Mutter wegen, „in Erinnerung an sie, die im November 1944 während eines Tiefffliegerangriffs starb“, und „meiner ‚Generation‘ wegen: den Toten und den Überlebenden, die es sich nicht leisten können, Frau Klarsfeld via ‚flower power‘ ihre Sympathie auszudrücken“. (KA 16: 16) In Beate Klarfelds Dokumentation mit dem Titel *Die Geschichte des PG 2 633 930 Kiesinger,* die 1969 im Melzer-Verlag erschien, schrieb Heinrich Böll in seinem Vorwort:

„Dieses Buch ist eine nachträgliche, ausführliche und peinlich sachliche Begründung für Ohrfeigen, die die deutsche Presse in jenen Tagen versäumt hat, als die Große Koalition gebildet wurde, und zwar mit einem Kanzler, der Kurt Georg Kiesinger hieß. Die deutsche Presse in ihrer Gesamtheit hätte diesen Kanzler Kiesinger verhindern müssen, und sie hätte es gekonnt: diese Zumutung war zu groß.“

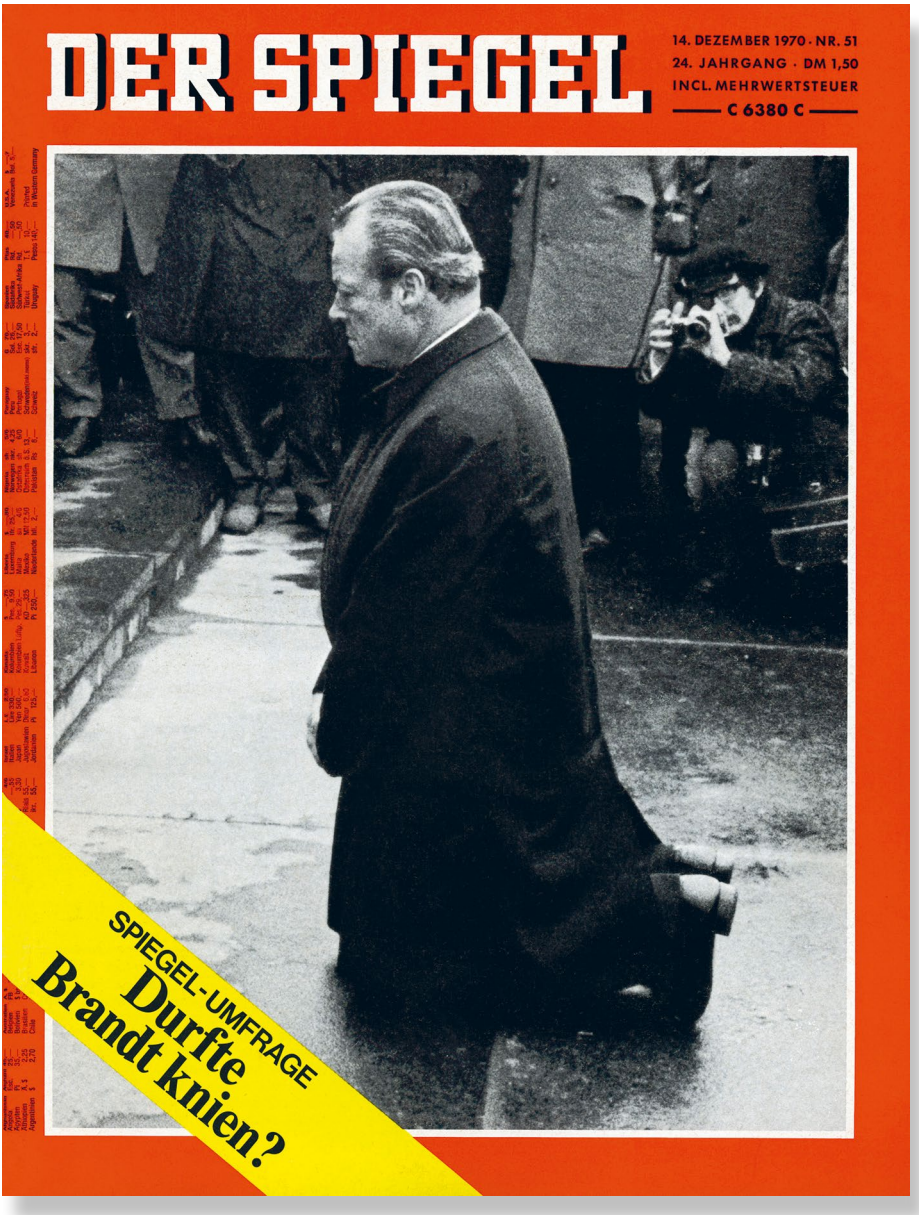
(KA 16: 38)

Wie wichtig ihm in diesem Kontext die politische Bildung war, zeigt ein Interview in der *Berliner Zeitung (B.Z.)* mit dem Titel „Denk' ich an Deutschland …“ vom 5. August 1969. Auf die Frage, welche Dinge in der Bundesrepublik er zuerst ändern würde, wenn er die Möglichkeit dazu hätte:

„Zu allererst die Bildungspolitik. Bildung, darunter verstehe ich auch Aufklärung und Bewusstseinsbildung. Man müsste den Leuten, die bisher von der Bildung ausgeschlossen sind, sagen, dass Bildung ihr Recht sei, dass sie Bildung verlangen müssen. Die Deutschen sind ein bildungsverletzliches Volk. Das strahlt aus in die Armee, in den beamteten Apparat. Die Deutschen akzeptieren das Prinzip von vorgesetzter Autorität.“

Böll sieht eine demokratische Gesellschaft im krassen Spannungsverhältnis zum „Prinzip der vorgesetzten Autorität“. Böll missfielen die vielen hierarchischen Strukturen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Diese widersprachen seinen Vorstellungen einer Demokratie, in der die Macht vom Volk ausgeht und wo politische Entscheidungen durch freie und gleiche Wahlen getroffen werden.

Abb. 4 Mit seinem Kniefall am 7. Dezember 1970 in Warschau vor dem Ehrenmal für die Helden des Warschauer Ghettos bat Willy Brandt um Vergebung für die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg.



Ein Kniefall vor der Geschichte

Für den Bundestagswahlkampf 1969 bat Günter Grass seinen Schriftstellerkollegen Böll um Unterstützung für den Sozialdemokraten Willy Brandt, doch er antwortete Grass am 14. Juni 1969, dass er das, „was getan werden kann, besser in meinem Stil und auf meine Art tue: bisher hat das, glaube ich, auch politisch gar nicht schlecht ‚gewirkt'". (KA 16: 584) Wenig später erschien in der *Zeit* vom 25. Juli 1969 sein Text „An eine deutsche Frau", in der er zur Wahl aufruft, ohne sich für eine bestimmte Partei auszusprechen. Heinrich Böll hatte sich im Wahlkampf nicht für eine Partei engagiert, sondern lediglich dazu aufgerufen, nicht CDU oder NPD zu wählen. Am 21. Oktober 1969 wurde Willy Brandt mit knapper Mehrheit von zwei Stimmen zum Bundeskanzler gewählt und die Große Koalition unter Kiesinger somit abgelöst.

Mit der neu gebildeten sozialliberalen Koalition unter einem sozialdemokratischen Kanzler vollzog sich der erste Machtwechsel in der Bonner Demokratie. Markiert wurde die neue Politik mit der Ankündigung aus Willy Brandts Regierungserklärung: „Wir wollen mehr Demokratie wagen." Was neu und anders war als die Politik seiner Vorgänger, demonstrierte Willy Brandt am 8. Mai 1970, als er eine offizielle Regierungserklärung anlässlich des 25. Jahrestages des Kriegsendes im Deutschen Bundestag abgab. In seiner Rede kommt das Wort „Befreiung" zwar nicht vor, aber er würdigt die Rolle der Frauen, Flüchtlinge und Vertriebenen beim Wiederaufbau Deutschlands. Darüber hinaus benennt er die Grundlage seiner geplanten Entspannungspolitik: „In den vergangenen 25 Jahren haben sich Tatsachen ergeben, die wir nicht einfach rückgängig machen können. Von ihnen müssen wir ausgehen, wenn wir weiterkommen wollen. Es gibt bittere und schmerzhafte Realitäten wie die Grenzlinie, die Deutschland teilt, und die der Grenze an Oder und Neiße."

Innerhalb der ersten Amtswochen unterzeichnete die Regierung den Atomwaffensperrvertrag, in Moskau fanden erste Gespräche über einen deutsch-sowjetischen Gewaltverzicht und Verhandlungen über einen Grenz- und Gewaltverzichtsvertrag mit Polen statt, womit auch eine implizite deutsche Schuld anerkannt wurde. Im Sommer 1970 wurde der Vertrag in Moskau, im Dezember in Polen unterzeichnet. An diesem 7. Dezember, nach der Unterzeichnung des Warschauer Vertrags, besuchte Brandt das Mahnmal für den Aufstand im ehemaligen Warschauer Ghetto. Statt nur einen Kranz abzulegen, macht er einen Kniefall vor dem Denkmal. *Der Spiegel* vom 14. Dezember 1970 beschreibt in dem Artikel „Ein Stück Heimkehr" die historische Geste:

> *„Dann kniet er, der das nicht nötig hat, da für alle, die es nötig haben, aber nicht da knien – weil sie es nicht wagen oder nicht können oder nicht wagen können. Dann bekennt er sich zu einer Schuld, an der er selber nicht zu tragen hat, und bittet um eine Vergebung, derer er selber nicht bedarf. Dann kniet er da für Deutschland."*

Das Bild des *Spiegel*-Covers ging um die Welt, doch das Echo in Deutschland war geteilt. In der erwähnten *Spiegel*-Ausgabe wurde eine Umfrage erwähnt, der zufolge fast die Hälfte der Befragten den Kniefall als übertrieben ansah. Im Rückblick auf diese Szene vermerkte Daniel Vernet von der Pariser Zeitung *Le Monde* am 13. Januar 1977, dass der Kniefall des Kanzlers Brandt vor dem Mahnmal des Warschauer Ghettos im Ausland als Zeichen gesehen wurde, dass Deutschland seine Vergangenheit überwunden habe und nun die „guten Deutschen" an die Macht gekommen seien. Böll erwiderte Vernets Anmerkung:

> *„Jene Dinge, die Sie erwähnten, waren nicht so klar, und jedenfalls nicht so populär. Unsere Presse hat damals diese Ereignisse mit vernebelt kritischen Kommentaren begleitet und die waren ohne Zweifel populärer. Es war eine sehr zweifelhafte Haltung. […] Man hat sich wahrscheinlich gedacht ‚So ist es, es ist vorbei, jetzt sind wir die Folgen des Krieges endgültig los'. Aber mit der Geschichte ist man niemals fertig. So etwas gibt es nicht. Sie können beginnen, wo Sie wollen, sie stoßen immer wieder auf diese zwölf Jahre des Nationalsozialismus."*
>
> (KA 25: 96)

Böll kritisierte, dass die Mehrheit in der bundesdeutschen Gesellschaft den Kniefall als ein universelles und zeitlich überdauerndes Symbol historischen Verantwortungsbewusstseins vereinnahmte. Er betrachtete das individuelle Gedenken an die Opfer der NS-Diktatur als eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis und die bewusste Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus.

Vor diesem Hintergrund richtete sich Bölls Kritik insbesondere gegen bestimmte Praktiken des öffentlichen Gedenkens. Zum einen missbilligte er das „Delegieren des Gedenkens" durch zahlreiche Bürgerinnen und Bürger an die wenigen, die an Veranstaltungen teilnahmen und in diesem Rahmen die angemessenen Worte zu finden hatten. Zum anderen lehnte er die Durchführung symbolischer, routinemäßiger Gedenkveranstaltungen ab, bei denen Jahr für Jahr die gleichen Redner*innen die gleichen Ansprachen hielten.

In der Programmzeitschrift *Hörzu* wurde eine solche Veranstaltung als Live-Übertragung für den 8. März 1970 um 11.00 Uhr angekündigt. „Woche der Brüderlichkeit. Festakt zur Eröffnung. mit Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille des Deutschen Koordinierungsrates und Ansprachen von Bundespräsident Gustav Heinemann und Heinrich Böll." Unter dem Titel „Schwierigkeiten mit der Brüderlichkeit" äußerte Böll dort seinen Unmut: „Es gibt da eine bewährte alte Garde, die bei jedem humanitären Anlaß ihren Namen herzugeben hat; Empörung und Zorn und ihr humanitäres Tremolo beginnen abgeleiert zu klingen." (KA 16: 306) In Anwesenheit des Bundespräsidenten deklarierte er den festlichen Auftakt als Farce und kündigte an, künftig an solchen Feiern nicht mehr teilzunehmen. Als Mitbegründer der Gesellschaft für christlich-jüdische

Zusammenarbeit werde er auch weiterhin Mitglied bleiben, doch ergänzte er: „Ich bin, wenn auch nur mittelbar, mitverantwortlich für diesen Rahmen, von dem ich öffentlich, nicht heimlich, Abschied nehme, aus dem ich nicht herausfallen, sondern heraustreten möchte. Es ist kein Abschied von der Sache, kein Abschied von Personen, nur von diesem Rahmen." (KA 16: 308)

Das Echo auf diese Rede war sehr stark, denn neben dem *Kölner Stadt-Anzeiger*, der die Rede am 9. März 1970 veröffentlichte, wurde sie auch noch in weiteren Zeitungen abgedruckt: Am 10. März 1970 gleichzeitig in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unter dem Titel „Diese Einrahmung widerspricht der Brüderlichkeit" und in der *Frankfurter Rundschau* mit dem Titel „Diese manische Sucht nach Prominenz"; weitere Zeitungen folgten (KA 16: 713). Für Böll waren diese feierlichen Veranstaltungen im Beisein des Bundespräsidenten „nahe am Staatsakt" und vermittelten den Eindruck und „Charakter einer öffentlichen Absolution, der nicht beabsichtigt war, sich aber einstellte" (KA 20: 241). Trotz der von der 68er-Bewegung initiierten Fragen nach Schuld und Verantwortung der Vätergeneration sah Böll noch keinen gesellschaftlichen Konsens, sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Eine amerikanische TV-Sendung wirkt gegen die Amnesie

Böll beobachtete mit großer Sympathie die sich immer stärker entwickelnde Friedensbewegung. Aktivist*innen der Friedensbewegung bezogen sich explizit auf die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs und die nationalsozialistischen Verbrechen; die Formel „Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus" wurde zum Leitsatz. Zunächst engagierten sich in der Friedensbewegung viele aus der sogenannten 68er-Generation, die bereits in den 1970er-Jahren für eine kritische Aufarbeitung der NS-Zeit gestritten und demonstriert hatte. Einen großen Zuwachs erhielt die Friedensbewegung durch die US-Fernsehserie „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss", die im Januar 1979 in allen der fünf dritten Programme der ARD ausgestrahlt wurde.

Heinrich Böll vermutete in seinem Essay *Das Gelände ist noch lange nicht entmint* (KA 20: 240–251), dass diese Veröffentlichung der US-Fernsehserie „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss" eine Zäsur in der bundesdeutschen Erinnerungskultur sein könnte, da künftige Debatten über Faschismus und „Holocaustt" oft mit der US-Serie Holocaust verknüpft sein würden.

> *„Es sieht so aus, als würde es in Zukunft ein Vor Holocaust und Nach Holocaust geben, wenn sich jemand – gleich auf welcher Ebene – mit ‚Endlösung' und Antisemitismus beschäftigen wird, vergleichbar dem ‚Vor' und ‚Nach der Währungsreform', wenn es um ökonomische Daten der Bundesrepublik geht."*
>
> (KA 20: 240)

Die fiktive Serie erzählte die Geschichte der jüdischen Familie Weiss und des SS-Offiziers Dorf in Form eines Familiendramas. Sie kombinierte historische Ereignisse (Nürnberger Gesetze, Ghettos, Vernichtungslager) mit individuellen Schicksalen. Die Ausstrahlung der Serie löste eine bis dahin beispiellose öffentliche Debatte über die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Verantwortung der Deutschen aus. Anfangs wurde Kritik an Trivialität, Kommerzialisierung und mangelnder historischer Genauigkeit laut; mit steigenden Einschaltquoten wandelte sich die Haltung vieler Medien ins Positive. Im selben Essay äußerte Böll dazu, dass

> *„wir alle, die wir uns je mit dem Thema beschäftigt haben, […] wieder einmal Grund [haben], unsere guten alten deutschen Vorstellungen von ‚populär', von ‚spannend', von ‚Unterhaltung' zu revidieren, uns zu fragen, ob die Beschäftigung mit Geschichte – auch mit dieser grausigen Partie unserer Geschichte – langweilig sein muß, ob Geschichte langweilig sein muß, ob man nicht Daten und Statistiken am Einzelschicksal darstellen, die geschichtstheoretischen Überlegungen dann nachliefern könnte."*
>
> (KA 20: 240)

Die Öffentlichkeit reagierte überwiegend positiv, entgegen Befürchtungen, das Publikum könne sich abwenden. Zahlreiche Vereine und Gemeinden organisierten Gespräche, an Schulen gab es vermehrt Projekte und den Wunsch nach weiteren Bildungsangeboten. Im Interview mit Jürgen Lodemann für das von der ARD am 11. Februar 1979 ausgestrahlte *Literaturmagazin* unter dem Titel „Holocaust und die Folgen" (KA 25: 492ff.), bestätigte Heinrich Böll, dass er und andere namhafte Autor*innen den Fernsehanstalten angeboten hatten, an der Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit mitzuwirken. Lodemann fragte, ob dies impliziere, dass die Autoren es versäumt hätten, dieses Thema zuvor angemessen zu behandeln. Böll entgegnete, dass sie sich bereit erklärt hätten, mögliche Fortsetzungen zu verfassen. Er wies jedoch die Auffassung zurück, die deutsche Nachkriegsliteratur habe das Thema nicht bearbeitet: „Es hat sehr viele Veranstaltungen gegeben, sehr viele Publikationen, für jeden lesbar, Publikationen, die sich mit dem Thema Judenvernichtung beschäftigt haben." Allerdings habe sich gezeigt, dass die jüngere Generation dennoch nicht ausreichend informiert worden sei. In diese „nahezu totale Amnesie" sei der Film „Holocaust" hineingestoßen (KA 25: 493).

Böll betrachtete die politische Bildung der Jugend als höchst bedeutsam, vor allem mit Blick auf die Etablierung des Holocaust als zentralen Bezugspunkt deutscher Geschichtsbewältigung. Er war skeptisch, dass durch die TV-Serie tatsächlich eine neue Phase der Erinnerungskultur eingeleitet werden könnte. Bei der Jubiläumsfeier anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Germania



Abb. 5 Michael Moriarty als Obersturmbannführer Erik Dorf in der TV-Sendung *Holocaust* sahen bis zu 20 Millionen Deutsche bei der Erstausstrahlung Ende Januar 1979.

Judaica am 14. Juni 1984 in Köln wirkte er in seiner Ansprache (KA 22: 391–394) fast resigniert:

> *„Ein Jubiläum, aber kein Anlaß zum Jubel, denn der Grund zur Gründung der Bibliothek war ein zweifach trauriger. Erstens die Vernichtung des europäischen Judentums durch die Nazis, wir wollen sie ganz klar beim Namen nennen, und die in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre deutlich werdende Erkenntnis, daß die Wahrnehmung dessen, was geschehen war, was also Geschichte war, nicht stärker, sondern schwächer wurde."*

Er beklagte in seiner Ansprache die fehlende Unterstützung der Medien, und auch perspektivisch sorgte er sich. Denn lediglich eine Minderheit, so Böll, nutze Einrichtungen wie die Germania Judaica und andere vergleichbare Institutionen, um sich Wissen und Verständnis darüber anzueignen, was geschehen war, wie die Geschichte verlaufen und was damals möglich war in Deutschland.

> *„Und ich sehe keine künstliche Aktualisierung des Problems, wenn ich hier auf Minderheiten verweise, die unter uns leben: Asylanten, Ausländer aller Art und auch Arbeitslose, denen man offen Verachtung zu zeigen beginnt, deren Angst man schürt und deren Zittern wir spüren."*
>
> (KA 22: 393)

Zum 65. Geburtstag von Heinrich Böll widmete ihm der Regisseur Vojtěch Jasný 1982 ein filmisches Porträt unter dem Titel „Mein Freund Heinrich Böll". In dieser dokumentarischen Hommage führte Jasný Gespräche mit dem Schriftsteller, die sowohl persönliche als auch historische Fragen berührten. Als Jasný ihn fragte, warum die Nationalsozialisten die Juden vernichten wollten, bekannte Böll offen, er habe auf diese Frage keine abschließende Antwort. Gerade mit wachsendem zeitlichem Abstand werde ihm das Ausmaß der Katastrophe von Auschwitz noch bedrückender bewusst. Während der Krieg, trotz aller Grausamkeit, im Rahmen eines „konventionellen" Tötens geblieben sei, stelle die systematische Vernichtung der Juden eine „ganz einmalige" Form des Verbrechens dar, die es in dieser bürokratisch und technisch perfektionierten Ausführung zuvor nicht gegeben habe. Böll wies außerdem darauf hin, dass der Antisemitismus der Nationalsozialisten viele Wurzeln habe, darunter auch religiöse. Er erinnerte an die Rolle der Kirchen und daran, dass schon in antiken Schriften wie denen von Tacitus abwertende und feindselige Haltungen gegenüber Juden zu finden seien. Entscheidend war für ihn der Sprung von den historischen Pogromen, die aus Emotionen und Hetze heraus entstanden waren, hin zu der modernen, bis ins Detail organisierten Vernichtungsmaschinerie des NS-Staates. Gerade diese planvolle und technisierte, geradezu industrielle Dimension des Tötens sei bislang nicht vollständig erfasst oder erklärt worden.

Neue Narrative

Richard von Weizsäcker (CDU) sprach zum 40. Jahrestag des Kriegsendes. Es war die erste große Rede eines Bundespräsidenten, die den 8. Mai 1945 ausdrücklich als „Tag der Befreiung" bezeichnete – und nicht nur als Niederlage. Diese Formulierung war nicht neu, Bundespräsident Walter Scheel (FDP) hatte sie zehn Jahre zuvor ebenfalls verwendet. Dennoch war diese Einordnung damals in Deutschland ungewöhnlich klar und eine bewusste Abkehr vom seinerzeit gängigen Narrativ, das den 8. Mai eher als Tag der Niederlage verstand. Weizsäcker betrachtete Erinnern nicht als Last, sondern als grundlegende Voraussetzung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Demokratie, und verband die historische Verantwortung mit einem Appell gegen neue gefährliche Ideologien.

Etwa zwei Monate vor seinem Tod schrieb Heinrich Böll den Essay *Den Kameras untertan* (KA 23: 290–293). In dem am 8. Juni 1985 in der *Frankfurter Rundschau* erschienenen Text äußert er sich zustimmend über die Rede von Weizsäckers am 8. Mai im Bundestag:

> *„Da wurde aufgeräumt und zurechtgerückt, kein Opfer der Naziherrschaft ausgelassen oder übergangen, und immer wieder wurden Ursache – der 30. Januar 1933 – und Wirkungen dieser Ursache bei Kriegsende in Zusammenhang gebracht."*

Wie groß sein Respekt vor dieser Rede ist, zeigt sich an Bölls Worten. Demnach sollte Weizsäckers

> *„Rede vom 8. Mai 1985 […] in die Schulbücher eingehen als die bestmögliche Einführung, auch Einstimmung in die Beschäftigung mit der Geschichte des Nazireichs. Seine Rede hat auch den gelegentlich unerträglichen Kitsch weggeräumt, der uns zugemutet wurde. Mitten in diesem Kitsch ging eine Meldung unter, die wahrhaft sensationell war. Die israelische Regierung bedankte sich bei der sowjetischen Armee für die Befreiung der Konzentrationslager. Man kann nur hoffen, dass der Beifall, den Weizsäckers Rede im Bundestag fand, nicht nur aus Höflichkeit gespendet wurde, die man dem Staatsoberhaupt in Gegenwart ausländischer Gäste schuldet. […] Die Bundesdeutschen sollten nun wissen, was sie den Opfern des Krieges, und nicht nur ihren eigenen, schulden. Weizsäckers Rede, die nichts verschwieg, sollte alle Veteranen zum Schweigen veranlassen. Hoffen wir, daß der Beifall dem galt, was er sagte und wie er es sagte."*
>
> (KA 23: 290)

Seit Kriegsende und bis zu seinem Tod 1985 setzte sich Heinrich Böll auf vielfältigen Ebenen für eine Gesellschaft ein, die das Erinnern als wesentliches Fundament für eine Gesellschaft, deren Zusammenhalt und den Bestand der demokratischen Ordnung begreift. Er verband das Übernehmen von historischer Verantwortung mit dem eindringlichen Appell, neuen und gefährlichen Ideologien entschieden entgegenzutreten. In der Formel „Erinnerung ist unsere Aufgabe“ steckt Bölls eindeutige moralische wie auch politische Stellungnahme.

Literaturverzeichnis

BBA – Briefwechsel Böll – Aloni: Ein deutsch-israelischer Dialog (hrsg. von Hartmut Steinecke), Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen/Reihe Texte: Ein deutsch-israelischer Dialog, Aisthesis, Bielefeld 2013

BBK – Briefwechsel Böll – Kunz: Die Hoffnung ist wie ein wildes Tier. Der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Ernst-Adolf Kunz 1945–1953, Hrsg. u. Nachw. v. Herbert Hoven, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1994

Böll, Heinrich (KA): Werke. Kölner Ausgabe (KA), 27 Bände, hrsg. von Árpád Bernáth, Hans Joachim Bernhard, Robert C. Conard, Frank Finlay, James H. Reid, Ralf Schnell und Jochen Schubert, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2001–2010

Böll, Heinrich (WA): Werkausgabe (WA), 10 Bände, hrsg. von Bernd Balzer, (Band 10, Interviews I), Kiepenheuer & Witsch, Köln 1978

Böttinger, Helmut (2012): Die Gruppe 47: Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb, DVA, Stuttgart

Briegleb, Klaus (1996): „Neuanfang" in der westdeutschen Nachkriegsliteratur. Die Gruppe 47 in den Jahren 1947–1951; in: Weigel, Sigrid/Erdle, Birgit (Hrsg.): Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus, vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, S. 119–163

Briegleb, Klaus (2002): Missachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage: Wie antisemitisch war die Gruppe 47?, Philo, Berlin

Celan, Paul (2011): Briefwechsel mit den rheinischen Freunden: Heinrich Böll, Paul Schallück, Rolf Schroers, Suhrkamp, Berlin

Classen, Christoph (1999): Bilder der Vergangenheit. Die Zeit des Nationalsozialismus im Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland 1955–1965, Böhlau, Köln

Foschepoth, Josef (1993): Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, Vandenhoeck, Göttingen

Frei, Norbert (1997): Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, dtv, München

Frei, Norbert (2001): Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945, Campus, Weinheim

Friedrich, Jörg (2007): Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik, Ullstein, Berlin

Geisler, Michael E. (1994): Die Entsorgung des Gedächtnisses. Faschismus und Holocaust im westdeutschen Fernsehen; in: Augen-Blick. Marburger Hefte zur Medienwissenschaft, Bd. 17 („Erinnerung und Geschichte"), Schüren, Marburg, S. 10–50

Hausmann, Brigitte (1997): Duell mit der Verdrängung? Denkmäler für die Opfer des Nationalsozialismus der Bundesrepublik Deutschland 1980–1990, LIT-Verlag, Münster

HBA – Bestand des Heinrich-Böll-Archivs der Stadt Köln

Heesch, Johannes (2006): Der Grünwalder Kreis; in: Demokratische politische Identität. Deutschland, Polen und Frankreich im Vergleich. VS Verlag für Sozialwissenschaften; Edition, Wiesbaden, S. 35–69

Herbert, Ulrich (2003): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Wallstein, Göttingen

KA → siehe Böll, Heinrich

Klarsfeld, Beate (1969): Die Geschichte des PG 2 633 930. Kiesinger. Dokumentation mit einem Vorwort von Heinrich Böll, Melzer, Darmstadt

Krause, Peter (2002): Der Eichmann-Prozess in der deutschen Presse: Dissertationsschrift (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Bd. 8), Campus, Frankfurt a. M.

Kraushaar, Wolfgang (1996) (Hrsg.): Die Protest-Chronik 1949–1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie (4 Bände), Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, Hamburg

Kuschel, Karl-Josef (2013): Theodor Heuss, die Schoah, das Judentum, Israel. Ein Versuch, Klöpfer und Meyer, Tübingen

Manig, Bert-Oliver (2004): Politik der Ehre. Die Rehabilitierung der Berufssoldaten in der frühen Bundesrepublik, Wallstein, Göttingen

Meier, Christian (1990): Vierzig Jahre nach Auschwitz. Deutsche Geschichtserinnerung heute, München, C.H. Beck

Müller, Heidy (1984): Die Judendarstellung in der deutschsprachigen Erzählprosa (Hochschulschriften Literaturwissenschaft Band 58), Königstein – Forum Academicum Athenäum Hain Hanstein, Königstein

Petersen, Thomas Peter (1998): Die Geschichte des Volkstrauertages, Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Kassel

Richter, Hans-Werner (1997): Briefe Hans-Werner Richter, hrsg. von Sabine Cofalla, Hanser, München

Scheffler, Ingrid (2005): Schriftsteller und Literatur im NWDR Köln (1945–1955), Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin

Schildt, Axel/Sywottek, Arnold (1998): Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Dietz, Bonn

Schubert, Jochen (2011): Heinrich Böll, Fink, Paderborn

Schubert, Jochen (2017): Heinrich Böll, Theiss, Stuttgart

Serrer, Michael (1995): Parallelisierung und Grenzverwischung. Zur Darstellung von Juden im Werk Heinrich Bölls; in: Zeitschrift für deutsche Philologie 114 (1995), Sonderheft: Vom Umgang mit der Schoah in der deutschen Nachkriegsliteratur. Hrsg. von Norbert Oellers, S. 50–64

Stern, Frank (1991): Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg. Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bleicher, Gerlingen

WA → siehe Böll, Heinrich

Weber, Jürgen (1998): Aufbau und Neuorientierung, Olzog, München

Weigel, Sigrid (1996): Shylocks Wiederkehr. Die Verwandlung von Schuld in Schulden oder: Zum symbolischen Tausch der Wiedergutmachung; in: Weigel, Sigrid/Erdle, Birgit: Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus, vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, S. 165–192

Wetzel, Juliane (2000): Zur Widerstandsrezeption in der BRD bis 1989; in: Utopie Kreativ, Heft 118 (August 2000), S. 797–804

Wilke, Jürgen/Schenk, Birgit/Cohen, Akiba/Zemach, Tamar (1995): Holocaust und NS-Prozesse. Die Presseberichterstattung in Israel und Deutschland zwischen Aneignung und Abwehr, Böhlau, Köln

„Auf der Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land“

Heinrich Bölls Solidarität mit Dissident*innen und die Aufarbeitung totalitärer Verbrechen

Maria Birger

> *„Vergessen Sie auch nicht, daß die Menschlichkeit des Menschen sich in Unmenschlichkeit ausdrücken kann. Nur der Mensch kann ein Unmensch sein, nur er kann kriminell werden. Die Löwin, die die Gazelle reißt, ist kein Untier, sie ist nicht kriminell, mag ihr blutiges Tun sie auch veranlassen, die Hände vors Gesicht zu nehmen oder sich ‚schaudernd abzuwenden‘.“*
>
> (KA 26: 369)

Dieses Zitat Heinrich Bölls stammt aus seinem eindringlichen Plädoyer für das Grundgesetz, das unter dem Titel *Die ungehaltene Rede vor dem deutschen Bundestag* 1984 veröffentlicht wurde. In diesem Essay erinnerte Böll daran, dass allen Menschen vor dem Gesetz Gleichheit versprochen wurde, auch wenn dieses Versprechen in den öffentlichen Diskursen und auch in der rechtlichen Praxis durch klassistische, rassistische und homophobe Tendenzen (bis heute) immer wieder bedroht wird. Grundrechte waren und sind also keine Selbstverständlichkeit.

Allein der Mensch, so Böll, kann sich fragen, ob sein Handeln von Moral und Verantwortung geprägt ist. Allein der Mensch, also jedes Individuum, darüber hinaus auch als Mitglied der Gesellschaft und des Staates, trägt Verantwortung, sich für oder gegen Unmenschlichkeit zu entscheiden. In seinem Essay, ein recht später Text im Kontext seines Gesamtwerks, konfrontiert Heinrich Böll die Lesenden damit, welche Bedingungen in einem demokratischen Staat es braucht, damit Menschen menschlich bleiben können, und wie eine gerechte, demokratische Gesellschaft aussehen sollte. Böll verordnet keine Antworten, er sucht, um es mit seinen Worten zu sagen, immer wieder aufs Neue nach „einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land“ (KA 14: 159) Diese Suchbewegung zieht sich wie ein roter Faden durch sein literarisches Werk, erscheint aber auch

in seinen Reden und Rezensionen, in Interviews und Essays und wird auch in Bölls privatem und öffentlichem Einsatz für Menschenrechte deutlich.

Zu Beginn dieser Suchbewegung standen für Böll die existenziellen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und als Soldat im Zweiten Weltkrieg und die sich daraus ergebenden Fragen, ob und in welcher Form ein Weiterleben, ein Weiterschreiben, eine „bewohnbare Sprache" und ein „bewohnbares Land" überhaupt möglich seien. Diese Suche ist verbindet ihn zugleich mit deutschen und ausländischen Kolleg*innen, Journalist*innen, Politiker*innen und sowjetischen verfemten und verfolgten Kulturschaffenden und Menschenrechtler*innen. Denn ein funktionierender, ein demokratischer Staat war für Heinrich Böll – und seine Generation in Deutschland wie auch in Osteuropa und in der Sowjetunion – alles andere als selbstverständlich. Geboren im Kaiserreich, wuchs er in der Weimarer Republik und im nationalsozialistischen Deutschland auf. Er war erst fünfzehn Jahre alt, als 1933 die Nationalsozialisten ein staatliches Gefüge etablierten, das sprachliche und physische Gewalt gesetzlich verankerte und schließlich in den Zweiten Weltkrieg führte. Die zentralen Säulen der NS-Ideologie – Rassismus und Rassenwahn zur Durchsetzung der „arischen Herrenrasse", Antisemitismus, Sozialdarwinismus, das Führerprinzip und die fixe Idee des „Lebensraums im Osten" – sollten den Menschen nicht allein durch Propaganda vermittelt werden, sondern auch deren spezifischen Sprachgebrauch prägen und verändern (vgl. Klemperer 1998).

In der Familie Böll gab es keinerlei Unterstützung für die Diktatur, das offene und kritische Gespräch blieb möglich. Jedoch erlebte Böll als Kind und Jugendlicher den Faschismus unter anderem als Straßenbrutalität, der das friedliche nachbarschaftliche Zusammenleben zerstörte (Schubert 2017: 35).

In die Mühle des nationalsozialistischen Staates geriet Heinrich Böll nach dem Abitur während des Reichsarbeitsdienstes und anschließend, mit Kriegsbeginn, als Soldat. Die Uniform empfand er als Gefängnis. Während der sechs Kriegsjahre blieben die Briefe an seine Eltern und Geschwister, etwas später an Annemarie, seine Freundin und später Verlobte sowie Ehefrau, seine einzige schriftliche Ausdrucksform. Der Krieg und der Einsatz an der Front waren für Heinrich Böll eine einschneidende Phase, die sein Denken und Schreiben maßgeblich beeinflusste.

1945 konnte Heinrich Böll die ihm verhasste Uniform der Wehrmacht ablegen und in seine völlig ausgebombte Heimatstadt Köln zurückkehren. In den Trümmern des sogenannten „1000jährigen Reiches" begann Heinrich Böll wieder zu schreiben und die Dimensionen der inneren und äußeren Zerstörung auszuloten. Nach dem Zusammenbruch der hermetisch gegen alles „Fremde" durch Propaganda, Gewalt und Angst abgeriegelten (politischen) Kultur waren die Menschen orientierungslos. Die ersten Schritte, eine neue (politische) Kultur in den Wirren der Nachkriegszeit zu etablieren, wurden von den Alliierten mit den vier Ds „Denazifizierung, Demilitarisierung, Dezentralisierung und Demokratisierung" eingeleitet. Diese von oben verordneten Maßnahmen hatten

jedoch nur bedingt Erfolg. Mit dem beginnenden Kalten Krieg wuchs das Interesse der westlichen Alliierten an einem funktionierenden deutschen Staat als Bollwerk gegen den Kommunismus. Die Aufarbeitung der unterschiedlichen Dimensionen der inneren wie auch äußeren Zerstörung nach Diktatur und Krieg rückte angesichts der sich neu formierenden geopolitischen Lage in den Hintergrund. Diesem Trend der Zeit widersetzten sich Böll sowie eine Reihe seiner Schriftstellerkolleg*innen wie etwa Wolfgang Borchert, Ingeborg Bachmann und Alfred Andersch, um nur einige zu nennen. In seinem ersten programmatischen Text, dem „Bekenntnis zur Trümmerliteratur" von 1952, erläuterte Böll, warum er und einige seiner Schriftstellerkolleg*innen sich den Wünschen des etablierten Feuilletons widersetzten:

> *„Die ersten schriftstellerischen Versuche unserer Generation nach 1945 hat man als Trümmerliteratur bezeichnet, man hat sie damit abzutun versucht. Wir haben uns gegen diese Bezeichnung nicht gewehrt, weil sie zu Recht bestand […]. Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter, die der jungen Literatur angehängt wurden: Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur. Die Bezeichnungen als solche sind berechtigt: es war Krieg gewesen, sechs Jahre lang, wir kehrten heim aus diesem Krieg, wir fanden Trümmer und schrieben darüber. Merkwürdig, fast verdächtig war nur der vorwurfsvolle, fast gekränkte Ton, mit dem man sich dieser Bezeichnung bediente: man schien uns zwar nicht verantwortlich zu machen dafür, daß Krieg gewesen, daß alles in Trümmern lag, nur nahm man uns offenbar übel, daß wir es gesehen hatten und sahen […]. Es ist unsere Aufgabe, daran zu erinnern, daß der Mensch nicht nur existiert, um verwaltet zu werden – und daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art sind und nicht so geringfügiger Natur, daß man sich anmaßen kann, sie in wenigen Jahren zu heilen. Der Name Homer ist der gesamten […] Bildungswelt unverdächtig: Homer ist der Stammvater europäischer Epik, aber Homer erzählt vom Trojanischen Krieg, von der Zerstörung Trojas und von der Heimkehr des Odysseus – Kriegs-, Trümmer- und Heimkehrerliteratur, wir haben keinen Grund, uns dieser Bezeichnung zu schämen."*
>
> (KA 6: 58-62)

Im „Bekenntnis zur Trümmerliteratur", vorgetragen bei den renommierten und durch Presse und Rundfunk begleiteten „Mittwochsgesprächen" im Wartesaal des Kölner Hauptbahnhofs, hob Böll hervor, wie bedeutsam die Suche nach literarischen Ausdrucksformen für die verschiedenen Dimensionen der Zerstörung war. Es gab hierfür zwar Referenzen in der Geschichte der Literatur, aber – in einem späteren Gespräch auf die Nachkriegszeit rekurrierend – keine Tradition

im engeren Sinne. Die „Blut und Boden"- sowie die „ungebrochene", also die kriegsverherrlichende, Literatur war für Böll natürlich kein Anknüpfungspunkt, im Gegenteil. Auch jene Literatur, die im inneren Exil und in der Emigration entstanden war (falls diese aufgrund des in der Nachkriegszeit herrschenden Papiermangels, der Zerstörung der Bibliotheken durch Diktatur und Krieg etc. überhaupt zugänglich war), bot für Böll nicht genug Reibungsfläche, um eine eigene Ausdrucksform zu entwickeln. (KA 24: 80ff.)

Böll wies im „Bekenntnis" nicht nur auf die literarische Bedeutung der „Trümmerliteratur" als Denkraum und Sprachfindung angesichts der inneren und äußeren Zerstörung hin, sondern er übte damit auch implizit Kritik an den Tendenzen in der jungen Bundesrepublik, die jüngste Vergangenheit zu verschleiern. Böll zufolge führte diese Form der Verschleierung in der Literatur, der Kultur und in der Politik letztlich zu Bedrohung der Freiheit (KA 24: 83f.).

Bereits im „Bekenntnis zur Trümmerliteratur" ist also eine Besonderheit von Bölls Oeuvre angelegt, nämlich die Wechselwirkung zwischen den literarischen Werken und seinen Schriften zur Zeit. In beiden reflektierte er die *Condition humaine* von Gesellschaften nach Krieg und totalitärer Diktatur und schuf damit einen Denkraum, der die Reflexion über Ästhetik und Moral, über Zeitgenossenschaft und das praktische Engagement für Menschenrechte verband. Das komplexe Aufeinanderbezogensein von Tatsachen, von Wirklichkeit und Literatur, beschrieb Böll in einem späteren Text wie folgt:

> *„Dichtung ist nicht gleich Unwahrheit. Legende sowenig gleich Lüge wie Mythos. Dichtung ist auch kein Gegensatz zu Geschichtswissenschaft, beide können einander ergänzen, indem sie sich von weit entfernten Standpunkten dem gleichen Gegenstand nähern."*
>
> (KA 18: 197)

Dieses komplexe Zusammenspiel unterschiedlicher zeitbezogener und literarischer Texte ist zentral für das Verständnis von Bölls Werk. Er nannte es „Fortschreibung" und fand damit einen Begriff für sein Schreiben, dessen Themen und literarische Formen sich stetig erweitern und verändern (Balzer 1977: 197). Begibt man sich also auf die Suche nach Heinrich Bölls Reflexionen über den Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg und die Entwicklung der Bundesrepublik, so finden sich diese sowohl in seinem belletristischen Werk als auch in seinen stets anlassbezogenen Reden, Interviews, Rezensionen und Essays. Einer der zentralen Texte, in dem Heinrich Böll sowohl sein Werk als auch sich als Autor verortete, war die angesehene Poetik-Vorlesung an der Goethe-Universität in Frankfurt an Main, die Böll im Sommersemester 1964 hielt. In seinen Vorlesungen *Zur Ästhetik des Humanen in der Literatur* befasste sich Heinrich Böll mit Fragen der Ästhetik einer Literatur nach Auschwitz, die er mit seiner

zeithistorischen Positionierung nicht allein als Schriftsteller, sondern auch als Mensch und Bürger verknüpfte.

In den vier Vorlesungen untersuchte Böll die *Ästhetik des Humanen in der Literatur* im Sinne des griechischen Begriffs *aisthesis*, also nicht als Formlehre, sondern als „Wahrnehmungslehre des Menschlichen in der Literatur". (KA 14: 567). Er verdichtete hier eine Reihe von Kernaspekten seines Nachdenkens über Menschliches und Unmenschliches und verband sie mit seinem Standpunkt als Autor und Demokrat. Damit positionierte sich Böll in den Frankfurter Poetik-Vorlesungen an der Schnittstelle zwischen der jüngsten Vergangenheit, den historischen Fakten und der literarischen Produktion, der literarischen Wirklichkeit. Diese Schnittstelle bedurfte für Böll in der Nachkriegsliteratur, aber auch in späteren Phasen seines Schaffens, der besonderen Aufmerksamkeit.

„Ästhetik des Humanen" neunzehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

> *„Ich habe mich nie als einzelnen empfunden, sondern als Gebundenen. Gebunden an Zeit und Zeitgenossenschaft, an das von einer Generation Erlebte, Erfahrene, Gesehene und Gehörte […], gebunden an die Ruhe- und Heimatlosigkeit einer Generation, die sich plötzlich ins Großvateralter versetzt findet und immer noch nicht […] reif geworden ist. Was fängt man mit solchen Großeltern an […]? Es sieht einer im Auge des anderen den Mord: du wärst besser gestorben oder umgebracht worden. Es laufen zu viele Mörder frei und frech in diesem Land umher, viele, denen man nie einen Mord wird nachweisen können. Schuld, Reue, Buße, Einsicht sind nicht zu gesellschaftlichen Kategorien geworden, erst recht nicht zu politischen. […] es ist in dieser Stadt von Theodor W. Adorno ein großes Wort gesagt worden: man kann nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben. Ich moduliere das Wort: man kann nach Auschwitz nicht mehr atmen, essen, lieben, lesen."*
>
> (KA 14: 139ff. 150)

Heinrich Böll griff den radikalen Gedanken Adornos auf und nutzte ihn für eine umfassende Reflexion über die Lage der Menschen nach dem Zivilisationsbruch des Holocaust. Wer nach Auschwitz weiter lebt, weiter schreibt, ist ein Überlebender, so Böll. Leben und Schreiben sind also möglich, aber unter veränderten Bedingungen. Für die Überlebenden gibt es keine tradierten Gewissheiten mehr, kein „vertrautes Gelände" (KA 14: 150). Die Erfahrung der Unmenschlichkeit des Menschen führte, so Böll, zu tiefen Rissen in den Grundbegriffen des

menschlichen Seins wie Nachbarschaft, Heimat und Wohnen – in Form von Sprache, geografischem Ort und sozialen Bindungen –, Geld und die Liebe, Religion und Mahlzeiten, Ehe und Familie, Freundschaft, die Kleidung, die Arbeit, die Zeit und das Reisen, die er auch als Grundformeln für sein Werk ansah. (KA 14: 139).

Die Risse in den zuvor selbstverständlichen Zusammenhängen wurden in der Sprache sichtbar, die die Kluft zwischen dem Gewesenen und dem Werdenden nicht mehr zu überbrücken vermochte (KA 14: 142). Überleben bedeutete für Böll, diese Risse nicht nur wahrzunehmen, sondern stets mitzudenken, nicht zu verschleiern, sondern zu benennen. Dieser literarischen Zeitdiagnose waren mehr als ein Jahrzehnt der öffentlichen Reflexion über den mangelhaften Umgang mit der jüngsten Vergangenheit in der Bundesrepublik sowie der Besuch in Auschwitz vorausgegangen. Böll reiste bereits 1956 nach Polen und besuchte die Gedenkstätte in Auschwitz. In der Frankfurter Vorlesung bezog er sich auch auf den von 1963 bis 1965 laufenden Frankfurter Auschwitzprozess, in dem das Unmenschliche, die Verbrechen des Holocaust, aus rechtlicher Perspektive verhandelt wurde. 360 Zeugen berichteten über Massenmorde, Folter und Brutalität und machten das abstrakte Ausmaß der Verbrechen konkret. Die Konfrontation der Täter und Opfer führte zu großen emotionalen Belastungen bei den Überlebenden, dennoch zeigten die Angeklagten wenig Reue oder Einsicht. Böll rekurriert in der Frankfurter Vorlesung, genauso wie Hannah Arendt in der Dokumentation des Eichmann-Prozesses (vgl. Arendt: 2004), auf die gängige Strategie der Angeklagten, die sich auf den sogenannten „Befehlsnotstand" beriefen. Böll beobachtete den Prozess genau, die juristische Aufarbeitung ging ihm allerdings nicht weit genug:

> *„Denken, Luft, die Worte sind vergiftet, das kann nicht vor Gerichten allein bereinigt werden. Wenn Humanität wieder entstehen soll, ist eine mühselige Kleinarbeit zu verrichten […] in den Lesebüchern beginnend; im Kindergarten. […] Vorsicht vor Worten, vor Feiern. Im Gepränge der Feiern wird genau das übertönt, auf das gelauscht werden sollte: das Schweigen der Toten […]."*
>
> (KA 14: 151, 182)

Die Frankfurter Vorlesung liest sich wie eine konzentrierte Suchbewegung nach einer „bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land" (KA 14: 159). So reflektierte Böll, u. a. anhand des Gedichts „Alle Tage" der Dichterin und Freundin Ingeborg Bachmann, dass das Wort „Befehl" und die damit verbundenen Komposita wie „Erschießungsbefehl", „Sprengungsbefehl" und „Befehlsnotstand", Nachbarschaft und Vertrauen zerstört hätten und dass all jener gedacht werden solle, die Befehle verweigert und sich nicht am Morden und Zerstören beteiligt haben (KA 14: 162).

Böll betonte, dass die unreflektierte Nutzung der deutschen Sprache nach Nationalsozialismus und Krieg in Politik, Kultur und Gesellschaft großen Schaden anrichten könne und darum in der Literatur der Nachkriegszeit eine „Sprachfindung" (KA 14: 167) stattgefunden habe, die den Zivilisationsbruch und die äußeren und inneren Trümmer miteinbezog und erst dadurch die Grundlage für Verständigung, Vertrauen und Gemeinschaft zu legen versuchte. In diesem Zusammenhang verwies er auch auf die Bedeutung der Übersetzungstätigkeit, die er als Öffnung hin zu einem anderen Sprach- und Kulturraum empfand, die nach der totalitären Verformung der Sprache dazu beitrug, Worte zu finden und Verständigung über (Zeit-)Grenzen hinweg zu schaffen (KA 14: 168).

Eine notwendige Bedingung für die Suche nach einer „bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land", so Böll, war allerdings erst möglich, wenn man Verbündete fand, die ebenfalls in die Öffentlichkeit traten und sich damit aus einer Position der Verletzlichkeit den drängendsten Fragen der Zeit stellten (KA 14: 159).

Dieses so verstandene „Verbündetsein" ist beachtenswert und wirft ein Schlaglicht darauf, wie Heinrich Böll öffentliches Engagement auffasste: Stellt man den Begriff des Verbündeten in den Kontext von Heinrich Bölls Leben, so lässt sich feststellen, dass er mit „verbündet sein" nicht die Zugehörigkeit zu einer Partei, sondern öffentliche, von Organisationen unabhängige Allianzen meinte. Böll war zeitlebens in keiner Partei Mitglied, er unterstützte lediglich punktuell im Wahlkampf Willy Brandt (1972) und Die Grünen (1983). Bei seinen zahlreichen aktiven Mitgliedschaften konzentrierte er sich auf seinen Beruf als Schriftsteller, wie etwa den Verband der deutschen Schriftsteller (VS) und das deutsche PEN-Zentrum bzw. den internationalen PEN.

Verbündetsein war für Böll das gemeinsame Handeln und Sprechen in der Öffentlichkeit, das einen gemeinsamen Ort in der Welt schafft, indem Ausdrucksformen gegen das unmenschliche Handeln und Sprechen in Vergangenheit und Gegenwart gesucht werden.

Auf der Suche nach einer bewohnbaren Sprache im Kalten Krieg – Heinrich Böll reist nach Moskau

Die Entwicklung der bundesdeutschen Demokratie aktiv kommentierend und begleitend, hatte Heinrich Böll eine ganze Reihe von Verbündeten, die zugleich, Freund*innen, Kolleg*innen, Leser*innen, Journalist*innen und Politiker*innen sein konnten. Der Kreis erweiterte sich sukzessive im Laufe der zahlreichen Aufenthalte in Irland, Frankreich, Israel, Polen und 1962 Moskau. Die Reisen ermöglichten unter anderem, sich über die unterschiedlichen Erfahrungen im Krieg und mit der Gewalt des Totalitarismus auszutauschen. Die langsame Öffnung der Sowjetunion für offizielle Kontakte und intellektuellen Austausch erfolgte schrittweise erst nach dem Tode des Diktators Stalin 1953.

Heinrich Böll reiste 1962 gemeinsam mit seinen Schriftstellerkollegen Rudolf Hagelstange und Richard Gerlach nach Moskau, Leningrad und Tiflis. Die Reise fand im Rahmen des deutsch-sowjetischen Kulturabkommens statt und war der Gegenbesuch für eine sowjetische Schriftstellerdelegation, die im November 1961 in der Bundesrepublik zu Gast gewesen war. Bölls erste Begegnung mit Russen nach dem Zweiten Weltkrieg hatte bereits bei einer Reise in die DDR stattgefunden und schien noch überschattet von dem diffusen, stereotypischen Russlandbild, das in seinen Briefen aus dem Krieg hervortrat (Schubert 2005: 1059–1081). In seinem Reisebericht von 1952 mit dem Titel „Besuch auf einer Insel" beschreibt er seine Eindrücke, als er in der Ferne eine kleine Gruppe russischer Soldaten sieht:

> *„Es sind die ersten Russen, die ich seit Sommer 44 sehe – fast acht Jahre lang habe ich keine mehr gesehen. Ich habe überhaupt noch keine Russen im Frieden gesehen. Ich weiß nicht, ob ich erschrecke, weil es Russen sind, oder weil meine letzte Begegnung mit ihnen unter Umständen stattfand, die nicht geeignet sind, Freude zu erwecken. Damals war Krieg, und der Krieg ist schrecklich."*
>
> (KA 6: 47f.)

Bei seiner Ankunft in Moskau 1962 wurde er gleich am Flughafen von Lew Kopelew in Empfang genommen (Orlowa/Kopelew 1987: 183). Auch er war, wie Böll, Kriegsteilnehmer, hatte allerdings nicht als einfacher Soldat, sondern als Propagandamajor gedient. Lew Kopelew, gebürtig in Kyjiw 1912, war promovierter Germanist und beherrschte die deutsche Sprache perfekt. Damals war Kopelew Dozent am Moskauer Institut für Kunstgeschichte und somit Teil des sowjetischen Kultursystems, das über Verbände organisiert wurde. Wer nicht in den Verband aufgenommen wurde, galt nicht als Schriftsteller*in, Künstler*in etc. und es bestand keine Möglichkeit, das eigene Werk der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Werke der „offiziellen" Künstler*innen wurden von den Verbänden auch im Sinne der KPdSU geprüft und wenn nötig zensiert. Nach dem Tode Stalins 1953 war eine gesellschaftliche, kulturelle und politische Liberalisierung in Gang gekommen, die erst ab Mitte der 1960er-Jahre unter Breschnew wieder zurückgenommen wurde. Heinrich Böll besuchte Moskau also zu einem Zeitpunkt der Öffnung, dem sogenannten Tauwetter. Es waren Treffen mit Studierenden und mit Kolleg*innen im Schriftstellerverband organisiert worden. Kopelew begleitete Böll, übersetzte für ihn. Die gemeinsamen Erlebnisse hielt Kopelew akribisch in seinem Tagebuch fest. So etwa eine Fragerunde im Künstlerverband:

„Böll bekommt einen Zettel: ‚Was haben Sie während des Krieges gemacht?'" Die Reaktion des Moderators zeugte von tiefer Verunsicherung. Die Frage sollte

übersprungen werden. Doch, so beschrieb es Kopelew in seinem Tagebuch, Böll bestand auf die folgende Replik:

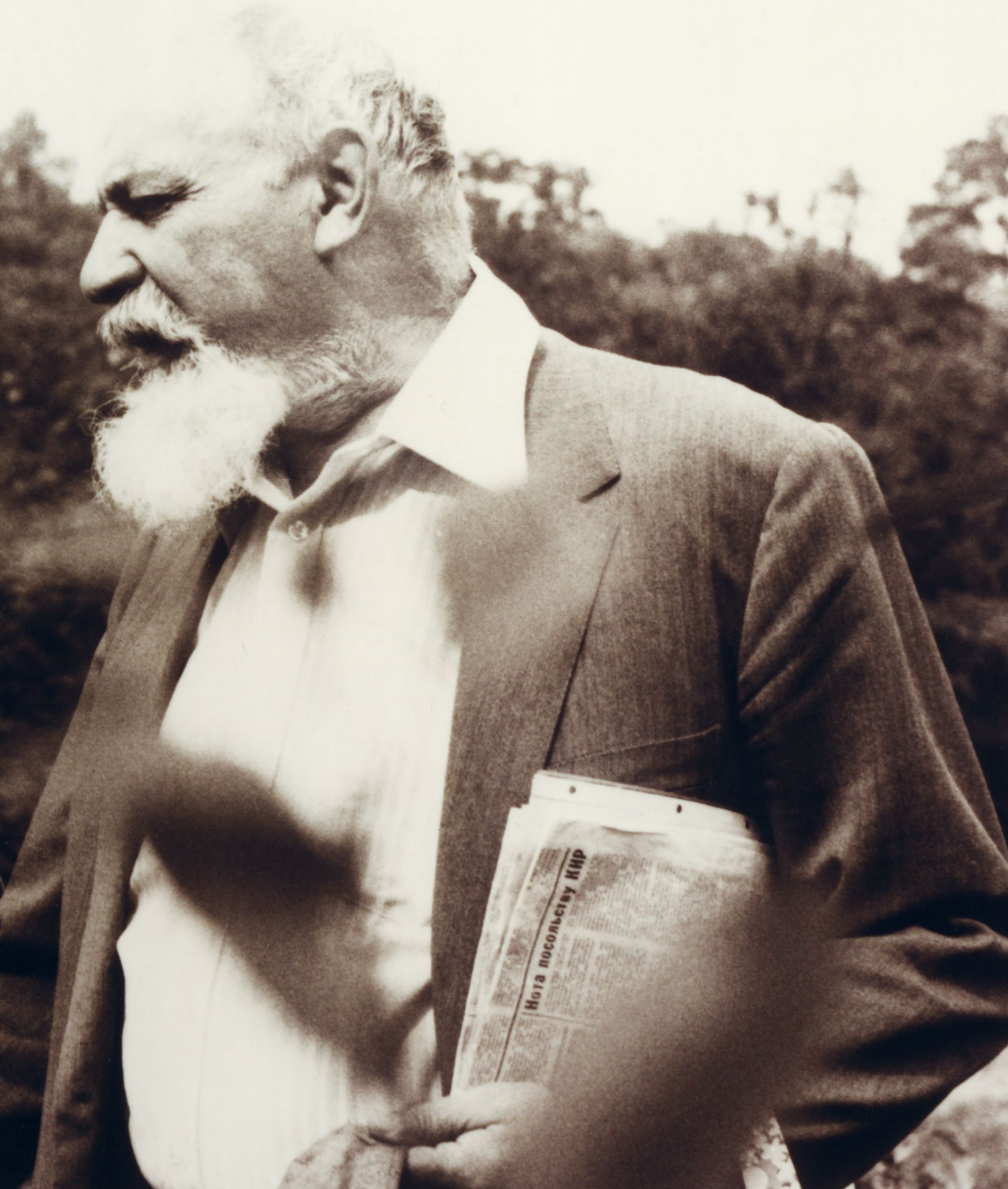
> *„‚Nein, ich werde antworten. Sie haben meine Bücher über die Maße gelobt. Doch wenn Sie sie gelesen haben, wie können Sie dann annehmen, dass ich einer solchen Frage ausweichen könnte? Ich war sechs Jahre lang Soldat. […] Hier könnte ich mich darauf berufen, dass ich Telefonist war, mein Gewehr im Gepäck blieb […]. Aber ich will keine Rechtfertigung. Ich war Soldat der Armee, die Polen, Holland, Belgien und Ihr Land überfallen hat. Ich kam als deutscher Soldat nach Kiew, nach Odessa, auf die Krim. Und ich fühle mich verantwortlich für Verbrechen der Hitler-Wehrmacht. Aus dem Bewusstsein dieser Verantwortung schreibe ich.‘ Noch ein Zettel. ‚Ich war MG-Schütze an den Frontabschnitten, wo Sie waren. Ich habe viel geschossen. Ich bin froh, dass ich Sie nicht getroffen habe.‘“*
>
> (Orlowa/Kopelew 1987: 186)

Hier endet Kopelews Aufzeichnung über das Treffen im Schriftstellerverband 1962. In der Begegnung, im Gespräch mit den sowjetischen Schriftsteller*innen schienen die Vorstellungen von dem „Russen“ bzw. dem „Deutschen“ auf- und auseinanderzubrechen. Hier trafen sich Überlebende – ein Begriff, den Böll wenige Jahre später in der *Ästhetik des Humanen* wieder aufgreifen wird –, deren gemeinsamer Austausch Vorstellungen wie „Held“ oder die „Bewältigung des Vergangenen“ zu leeren Floskeln werden ließ. Denn diese Vergangenheit gehörte zur Biografie Bölls und der des sowjetischen Kollegen. Auch dafür musste eine „bewohnbare Sprache“ gefunden werden. Denn dass man über diese Zeit mit ehemaligen „Kriegsgegnern“ sprechen konnte, wenn auch nur in einem überschaubaren, aber doch durch den Schriftstellerverband genehmigten Kreis, war ein bedeutendes Ereignis. Diese Form der Diskussion war zugleich der Versuch, ein „vertrautes Gelände“ zu schaffen, nicht nur in der unmittelbaren und lokalen, sondern in der global gedachten Nachbarschaft.

Vor allem die Anwesenheit Bölls machte dieses Treffen zu einem bedeutenden Ereignis. Seit Ende der 1950er-Jahre gehörte er in der Sowjetunion zu den meistgelesenen deutschen Autor*innen nach dem Zweiten Weltkrieg. Bereits 1952, also noch vor dem Tode Stalins, erschien eine Erzählung Heinrich Bölls in russischer Sprache: *Mein teures Bein* aus dem Jahr 1950 (Bruhn/Glade 1980: 10, 72). Die Übersetzung seiner Romane und Erzählungen war eines der großen Ereignisse in der Ära des Tauwetters, als die Reflexion über den stalinistischen Terror begann. Die sowjetischen Leser*innen entdeckten einen jungen Autor, der sich den drängendsten Fragen der Zeit stellte. Einen Autor, der im



Abb. 6 Heinrich Böll und Lew Kopelew im Sommer 1979 in der östlich von Moskau gelegenen Kleinstadt Susdal, die Heinrich und Annemarie Böll bei ihrer letzten Reise in die Sowjetunion besuchten.



Krieg gewesen war und dessen poetische Sprache die teils kuriosen Eingriffe der sowjetischen Zensur überwand. Er zeigte ein anderes, ein menschliches Deutschland und sprach die Worte Einsicht, Reue, Buße und Schuld aus (Asadowski 2022: 351).

Verbündete im Kalten Krieg

Im Zuge seines Moskau-Besuchs setzte der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Lew Kopelew ein, der bis zu Bölls Tod anhielt. Am 21. November 1962 schrieb Kopelew:

> *„Lieber Freund Heinrich! Vielen Dank für die Bücher. […] Muß mich immer wieder wundern und freuen, wie nahe und wie notwendig uns Dein Werk ist – künstlerisch ebenso wie seelisch, Gedanken ebenso wie Gefühle. Die Aufsätze ‚Reise durch Polen', ‚Der Zeitgenosse und die Wirklichkeit' habe ich à la livre ouvert meiner Familie übersetzt […], auch einige Freunde waren dabei – [alle] haben es genauso empfunden wie ich […]."*
>
> (Zylla 2011: 41)

Bereits am vertrauensvollen Ton des ersten Briefes zeigt sich, dass es für Lew Kopelew „Freundschaft auf den ersten Blick" war. Doch Böll und Kopelew waren mehr als Freunde, sie waren, im Sinne der in der *Ästhetik des Humanen* geäußerten Gedanken Bölls, Verbündete. Dieses „Verbündet sein" kam nicht nur in zahlreichen privaten Briefen zum Ausdruck, sondern auch in Artikeln, öffentlichen Auftritten und Interviews. Die kritische Auseinandersetzung mit den Nachkriegsordnungen in den jeweiligen Gesellschaften und in der Literatur bildete die Grundlage für die Suche nach einer gemeinsamen, einer „bewohnbaren" Sprache. Das geschah vor allem mit Blick auf die Nachkriegsordnung und ihre persönlichen Biografien sowie die eigene Generation. Böll war 1917 in Köln, Kopelew 1912 in Kyjiw geboren worden, beide hatten eine Zeit der radikalen politischen Umbrüche und Diktaturen unter Hitler bzw. Stalin erlebt.

In seiner Rezension der Trilogie der Erinnerungen von Kopelew unter dem Titel „Absage an den Götzendienst" für den Deutschlandfunk 1979 formulierte Heinrich Böll das „Verbündet sein" in der „Zeitgenossenschaft" wie folgt:

> *„Das Erstaunliche an Lew Kopelews Memoiren ist die Tatsache, daß sie frei von Selbstgefälligkeit sind. Kopelew schmuggelt sich nicht aus seiner Geschichte heraus, die von seinem fünften Lebensjahr an die Geschichte der Sowjetunion ist, erklärt sich nicht für rein, nicht zum bloßen Opfer […]. […] er ist Ukrainer, Russe, Jude, Sowjetbürger – Autor, Wissenschaftler.*

In jeder dieser zahlreichen Eigenschaften fehlt ihm die Selbstgerechtigkeit, die Schuld und Verstrickung anderen anlastet. […] Kopelews Erinnerungen und Bekenntnisse müssen im großen Zusammenhang der Zeitgenossenschaft gelesen werden mit der Voraussetzung der Zugehörigkeit. […] Götzen fordern Opfer, Menschenopfer, Gott nicht; ausdrücklich und mehrmals wird es gesagt: ‚Erbarmen will ich, kein Opfer.' […] Kopelew war dem vorgespiegelten Glanz eines Vaterlandes der Werktätigen erlegen, einem Götzen, der sich später in Stalin personifizierte. […] Hier wird nicht auf Befehlsnotstand plädiert, nicht auf die eigene Unschuld, hier wird angedeutet, wie man unmerklich von gesellschaftlichen, politischen, wohl auch von ökonomischen Doktrinen, von religiösen und säkularen Dogmen in Gehirn, Bewußtsein und Gemüt umwandelt und zum Mittäter wird – und das gilt gewiss nicht nur für totalitäre Systeme. […] Er bekennt, bereut ohne die komplizierte Heuchelei, die sich hinter öffentlicher Reue verbergen kann."

(KA 20: 270–280)

Während Böll in seinen ersten 28 Lebensjahren das Ende des deutschen Kaiserreichs, die Weimarer Republik sowie vor allem Nationalsozialismus und Krieg erlebte, war Kopelews erste Lebensphase vom Ersten Weltkrieg, dem Ende des Zarenreichs und der Etablierung der bolschewistischen Ordnung geprägt. Kopelew war in der noch zum Zarenreich gehörenden Ukraine in einer assimilierten jüdischen Familie zur Welt gekommen, in der Russisch gesprochen wurde. Seine Kindermädchen brachten ihm ukrainische Lieder und die deutsche Sprache bei. Er begeisterte sich früh für die deutsche Literatur sowie für ukrainische und russische Schriftsteller*innen, studierte zunächst in Charkiw und später in Moskau Germanistik und promovierte 1941 über „Schillers Dramaturgie und die Probleme der bürgerlichen Revolution" (Meier 2017: 79).

Bereits während der Schulzeit war Kopelew mit revolutionär-bolschewistischem Gedankengut in Berührung gekommen, hatte einen „Klub der jungen Kommunisten" gegründet und sich als kommunistischer Aktivist engagiert. Als solcher hatte Kopelew Anfang der 1930er-Jahre mehrfach an Kampagnen teilgenommen, bei denen Getreide von Bauern zwangsbeschlagnahmt wurde. Diese gewaltsame „Umverteilung" von Eigentum und Ressourcen war in der marxistisch-leninistischen Lehre angelegt und sollte zu einer klassenlosen Gesellschaft führen. Zusammen mit Stalins despotischen Befehlen, den Bauern immer mehr Güter der Lebensmittelproduktion unter anderem für die Städte und den Export abzupressen, auch um die Industrialisierung zu finanzieren, kam es Anfang der 1930er-Jahre zu Hungersnöten, die in der Ukrainischen Sozialistischen Republik besonders heftig waren und als Holodomor bezeichnet werden, was auf Ukrainisch „Massentod durch Hunger" bedeutet. In der Ukraine fielen über drei Millionen Menschen Stalins Wirtschaftspolitik zum Opfer. Kopelew erinnerte sich:

„Damals glaubte ich unverbrüchlich an die Notwendigkeit der ‚sozialistischen Umwandlung' des Dorfes […]; glaubte, wir würden ein in der Geschichte der Menschheit noch nicht dagewesenes gerechtes System schaffen, das allen Menschen ohne Ausnahme Frieden, Freiheit und alles Glück der Erde brächte. […] Die Werke von Marx, Engels, Lenin waren unsere heilige Schrift, Stalin der unfehlbare hohe Priester."

(Kopelew 1996b: 339, 345)

Die unbedarfte und naive Idealisierung einer idealen kommunistischen Zukunft wurde in der Sowjetunion insbesondere unter Stalin durch Schulen, das soziale Umfeld, Jugendorganisationen und durch die Propaganda systematisch vermittelt und prägte ganze Generationen, darunter auch Lew Kopelew. Hier bestehen strukturelle Parallelen zur ideologischen Indoktrinierung im Nationalsozialismus, insofern er zum unabdingbaren Gehorsam führte, der Gewalt im Namen übergeordneter staatlicher Ziele legitimierte. Erst Jahrzehnte später gelangte Kopelew durch intensive Selbstreflexion und Recherchen zum Holodomor zu der Einsicht, dass die von ihm als legitim wahrgenommenen Maßnahmen Teil eines umfassenden Systems politischer Repression und propagandistischer Manipulation waren, das Gewalt vorbereitete und rechtfertigte.

In seiner autobiografischen Rückschau bewertet er seine eigene Beteiligung an der Kampagne zur erzwungenen Getreideablieferung im Kontext des Holodomor als „unentschuldbar". Für ihn ist es wichtig und notwendig, die eigene Schuld weder zu relativieren noch zu verschweigen, sondern seine Mitwirkung möglichst wahrheitsgetreu zu schildern.

„Meine Beteiligung an jener verhängnisvollen Getreideablieferungskampagne ist unentschuldbar und unverzeihlich. Von einer solchen Sünde betet man sich durch nichts frei. Nie kann man sie abbüßen. Man kann nur versuchen, ehrlich mit ihr zu leben. Für mich heißt dies: nichts zu vergessen, nichts zu verschweigen und mich zu bemühen, davon so viel Wahrheit wie möglich zu berichten, so genau wie möglich."

(Kopelew 1996b: 368)

Die Haltung Kopelews gleicht den im „Versuch über eine Ästhetik des Humanen" geäußerten Gedanken Heinrich Bölls, in denen die fortdauernde moralische Erschütterung nach den Erfahrungen des Holocaust thematisiert wird. Sowohl bei Böll als auch bei Kopelew ist die Auseinandersetzung mit Schuld, Verantwortung und moralischer Verstrickung zentral für ein humanes Selbstverständnis nach Diktatur und Krieg. Beide verwiesen darauf, dass moralische Grundbegriffe wie Schuld, Reue, Buße und Einsicht kulturell, gesellschaftlich und politisch in den

jeweiligen Staaten nicht hinreichend verankert waren. Die dramatischen Folgen einer immer wieder durch den russischen Staat sabotierten Aufarbeitung des stalinistischen Terrors wirken bis in die heutige Zeit. Die 1989 gegründete Organisation Memorial wirkte gegen das Vergessen und für Aufarbeitung; 2022 bekam das Memorial-Netzwerk dafür den Friedensnobelpreis verliehen. Am 9. April 2026 wurde die Organisation vom russischen Obersten Gericht als „extremistisch" eingestuft und damit ihre Tätigkeit verboten.

Kopelews 1975 und 1976 veröffentlichten Erinnerungen und die Analyse der Ereignisse während des Holodomor waren ihrer Zeit voraus, da die öffentliche Aufarbeitung des Holodomor in der Sowjetunion tabuisiert war und auch im Ausland erst in den 1980er-Jahren begann, da es keinen Zugang zu den Quellen gab (Heidenreich 2007: 27). Bis heute wird die Gewaltpolitik jener Zeit in der offiziellen russischen Erinnerungskultur nicht als Völkermord anerkannt (Simon 2013, Simon 2007). Böll hatte die fehlende Verantwortungsübernahme – und Kopelew stimmte mit ihm überein – schon früh kritisiert.

Kopelew reflektierte seinen idealistischen kommunistischen Glauben und lehnte in der Folge das sowjetische System radikal ab. Auch seine Erfahrungen, die er während des Zweiten Weltkriegs und in den 1950er-Jahren mit dem sowjetischen System machte, trugen sehr zu dieser Haltung bei. Bemerkenswert ist, dass der idealistische Glaube an den Kommunismus ihn als Zwanzigjährigen einerseits zum Handlanger des stalinistischen Systems hatte werden lassen und andererseits dazu geführt hat, dass er sich im Zweiten Weltkrieg für die deutsche Zivilbevölkerung in Ostpreußen einsetzte, indem er das brutale Vorgehen der Roten Armee offen kritisierte uns sich schützend vor Frauen und Kinder stellte. Denn Kopelews Kampf galt den Nationalsozialisten und nicht den Deutschen, nicht der Bevölkerung. Er verstand sich als Befreier vom Faschismus. Für den jungen Kopelew war nicht die Nation die entscheidende Maxime politischen Handelns, sondern der Klassenkampf und der Kampf gegen den Faschismus. Kopelews Haltung wurde als „bürgerlicher Humanismus" und „Mitleid mit dem Feind" aufgefasst und angezeigt. Er wurde deswegen am 5. April 1945 verhaftet und zu insgesamt zehn Jahren Lagerhaft verurteilt (Kopelew 1996a: 114–654).

Nach der Lagerhaft begann er, Stalins Herrschaft und schrittweise auch das sowjetische System als Ganzes radikal zu hinterfragen, und war damit nicht allein. Nach Stalins Tod 1953 begann auch auf politischer und gesellschaftlicher Ebene die Abkehr von der stalinistischen Diktatur. Das neue Oberhaupt der Sowjetunion, Nikita Chruschtschow, setzte auf Entstalinisierung und leitete die Auflösung des Arbeits- und Konzentrationslagersystems ein. Millionen von Häftlingen wurden freigelassen. Es folgte eine Welle von Rehabilitierungen schuldlos Verurteilter. Auch Kopelew wurde etwas früher aus der Haft entlassen, 1956 rehabilitiert und in den Schriftstellerverband und die Partei aufgenommen. Als die gesamtgesellschaftliche Liberalisierung Mitte der 1960er-Jahre endete, protestierte Kopelew u. a. dadurch, dass er öffentliche Briefe und Petitionen

zum Schutze von zu Unrecht verurteilten Schriftstellern unterschrieb. Dieser Einsatz für seine Kollegen führte 1968 dazu, dass er aus der KPdSU und aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen wurde. Als Persona non grata durfte er keine öffentlichen Ämter bekleiden und nicht mehr auftreten.

„Warum haben wir aufeinander geschossen?“

Im Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Lew Kopelew finden sich eine Vielzahl von Themen, über die sie sich privat austauschten und für die sie auch öffentlich eintraten. Hierzu zählte unter anderem das gemeinsame Engagement für verfolgte Schriftsteller*innen, Künstler*innen, Menschenrechtler*innen. Lew Kopelew war in der Sowjetunion und in vielen sowjetischen Republiken ausgezeichnet vernetzt und machte Heinrich Böll auf zahlreiche verfemte und verfolgte Kulturschaffende aufmerksam. Heinrich Böll unterstützte nicht nur als Präsident des deutschen und später des internationalen PEN, sondern auch als Privatperson eine Vielzahl von Menschen. Zum Beispiel spendete er lebensnotwendige Medikamente, die über verschiedene Kanäle, etwa mithilfe westlicher Journalist*innen und Diplomat*innen, in die Sowjetunion



Abb. 7 Elena Bonner und Andrei Sacharow mit Lew und Raissa Kopelew im abchasischen Sochumi 1979, mit Widmung von Lew Kopelew: „Für Annemarie und Heinrich Böll in unverbrüchlicher Freundschaft“

gebracht wurden. Als der russische Literaturnobelpreisträger Alexander Solschenizyn 1974 aus der Sowjetunion ausgewiesen wurde, fand er bei Heinrich Böll Zuflucht. Er war nicht der erste und nicht der letzte in einer ganzen Reihe von Dissident*innen, die zeitweise bei Familie Böll lebten.

Insgesamt reiste Heinrich Böll fünf Mal in die Sowjetunion. Vom sowjetischen Geheimdienst wurde er dabei immer schärfer observiert, da er sich zunehmend den Treffen mit Vertreter*innen des offiziellen Kulturbetriebs entzog und vor allem mit vom System verfolgten Kulturschaffenden und Wissenschaftler*innen zusammenkam. Kopelew und seine Frau vernetzten Heinrich Böll mit ihrem Freundeskreis, so traf Heinrich Böll 1975 den Physiker und Friedensnobelpreisträger Andrej Sacharow. Obgleich die beiden unterschiedliche Meinungen zur zivilen Nutzung der Atomenergie hatten – Sacharow befürwortete sie, während Böll sie ablehnte –, unterstützte er Sacharow während dessen Verbannung und Hausarrest in Gorki (1980–1986) u. a. mit Medikamenten.

Nach dem letzten Besuch Heinrich und Annemarie Bölls in Moskau 1979 schrieb Annemarie Böll folgende Zeilen:

> *„Liebe Raja, lieber Lew,*
>
> *gestern Abend sahen wir Lew und Hein zusammen mit Bednarz im Fernsehen, die Sendung hat mich so gefreut und gerührt […]. Über alles persönliche hinaus glaube ich, und dies wird uns immer wieder bestätigt, daß Lew mit seinen Büchern und auch mit seinen Fernsehauftritten hier für die Deutschen sehr wichtig ist – weil er nicht als Vertreter einer Ideologie oder eines Volkes, sondern als Mensch spricht und wirkt. Er hat hier bei uns viele Herzen erobert.“*
>
> (Zylla 2011: 388)

Einen Tag später schrieb Heinrich Böll:

> *„Gestern, als wir die ausgewählte Dreiviertelstunde des Gesprächs zwischen Lew, Bednarz und mir gesehen haben, wurden wir eindringlich und direkt an unseren Besuch erinnert: Es war alles so ‚lebendig‘, […] es war im ganzen eine gute Sendung, die wahrscheinlich […] für die meisten Deutschen sehr sehr wichtig war. […] Es war gut, daß wir dieses Gespräch gemacht haben, und es war ein gutes Gespräch […]. Wenn Ihr uns Adressen von Inhaftierten schicken könnt, denen man Pakete schicken kann, so wäre das sehr nützlich. Es läuft da eine sehr gute Aktion vom PEN.“*
>
> (Zylla 2011: 391)



Abb. 8 August 1979 in Moskau: Der WDR-Korrespondent Klaus Bednarz, Heinrich Böll und Lew Kopelew bei der Aufzeichnung des Gesprächs „Warum haben wir aufeinander geschossen?“ in der Korrespondentenwohnung am Kutusowski Prospekt.

Für die erwähnte Fernsehsendung hatte Dr. Klaus Bednarz, der Moskau-Korrespondent des WDR, Heinrich Böll und Lew Kopelew vor die Kamera gebeten. Den Anlass beschrieb Bednarz in seinen Erinnerungen:

> *„1. August 1979. […] Böll ist als Privatmann in Moskau. Dennoch folgt ihm auf Schritt und Tritt eine schwarze Limousine. Die Herren vom Geheimdienst sind offenbar nervös. Doch Böll macht es ihnen leicht, trifft sich mit denen, die das Regime am liebsten völlig von der Außenwelt isolieren möchte. Und zum Teil auch isoliert. Seit Jahren schon ist bei Lew Kopelew zum Beispiel das Telefon stillgelegt, wird ihm keine Post mehr zugestellt. Mit Kopelew ist Böll seit Jahren befreundet. Beide verbindet eine merkwürdige Parallelität ihrer Schicksale. […] In wenigen Wochen, am 1. September [1979, Anm. d. Verf.], ist der 40. Jahrestag des Kriegsausbruchs. Ich überlege, Heinrich Böll und Lew Kopelew vor die Kamera zu bitten. Thema: ‚Warum haben wir eigentlich aufeinander geschossen?‘ […]*
>
> *Böll und Kopelew haben zugesagt, ohne zu zögern. Beide, so sagen sie, haben schon oft über die Frage nachgedacht. Es sei an der Zeit, dies einmal auch öffentlich zu tun. […]*

Die Kameras sind in meinem Arbeitszimmer aufgestellt, vor einer Bücherwand mit deutscher und russischer Literatur.“

(Bednarz 1985: 141f.)

Das Gespräch „Warum haben wir aufeinander geschossen?“ wurde während der letzten Reise von Heinrich Böll in die Sowjetunion am 6. August 1979 in Moskau aufgezeichnet. Eine gekürzte, etwa 45-minütige Fassung wurde am 1. September 1979 im dritten Programm des WDR ausgestrahlt; die vollständige, rund 95-minütige Version wurde unter dem Titel „Es gibt keinen Hass mehr“ am 17. November 1979 im Hörfunk gesendet. 1981 erschien das verschriftlichte Gespräch im Lamuv-Verlag, ergänzt durch ein weiteres Gespräch sowie historische Materialien und Zeitzeugenberichte zu den Kriegsaktivitäten von Lew Kopelew.

Im Zentrum des Interviews stehen Fragen nach Identität, Fremd- und Selbstwahrnehmung, der Wirkung von Propaganda sowie der individuellen Rolle im Zweiten Weltkrieg. Kopelew beschrieb sich als Russe jüdischer Herkunft, der in seiner Kindheit ein idealisiertes Deutschlandbild entwickelte und sich sehr für die historischen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland interessierte. Böll hingegen verortete sich als katholisch und in der westdeutschen Gesellschaft sozialisiert. Als Jugendlicher war er maßgeblich durch die Lektüre russischer Autoren des 19. Jahrhunderts geprägt worden, deren Werke ihm eine Vorstellung von der kulturellen Tiefe und räumlichen Weite Russlands vermittelten. Seine literarische Sozialisation trug dazu bei, dass die nationalsozialistische Propaganda vom „slawischen Untermenschen“ bei ihm wirkungslos blieb. Auch gegen das Schreckensbild des Kommunismus war er bereits als Jugendlicher immun, da er mit Kommunisten in Kontakt gewesen war und ein eigenständiges Bild entwickelt hatte. So bemerkte er rückblickend:

„Köln hatte einen sehr starken kommunistischen Bevölkerungsanteil […]. Und es wohnten Kommunisten in einem Haus, das meinem Vater gehörte; ein Teil seiner Arbeiter, er hatte eine Tischlerei, waren Kommunisten, die waren für mich ganzselbstverständlich Menschen, keine Untermenschen; ich konnte ja auch mit ihnen reden, und ich sah sie auf der Straße. Und dieses Kommunistenbild, was ich also aus Anschauung gebildet hatte, übertrug ich natürlich auch auf die Sowjetunion. […] Aber ich hatte dieses andere Kommunistenbild, das sich aus meiner Anschauung gebildet hatte, habe mir gesagt, mein Gott, die Russen werden ja so schlimm nicht sein, verstehen Sie?“

(KA 25: 532f.)

Doch in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung wirkte die ideologisch geprägte Vorstellung und wurde durch ein weiteres Narrativ ergänzt. Im Nachgang der Russischen Revolution wurde die Sowjetunion als „atheistischer Schreckensstaat" dargestellt. Dieses Feindbild wirkte über das Ende des Zweiten Weltkriegs hinaus fort und prägte auch die Wahrnehmung der Sowjetunion als „rote Gefahr" in der Bundesrepublik nachhaltig. Das komplexe Thema Antikommunismus machten Heinrich Böll und Lew Kopelew nach dessen Ausbürgerung während eines Aufenthalts in der Bundesrepublik 1981 zum Thema von zwei weiteren großen öffentlichen Gesprächen. Je nachdem, ob jemand als Kommunist oder Antikommunist galt, gab es eine Freund- bzw. Feindwahrnehmung in der Innen- und Außenpolitik und auch im persönlichen Kontakt, mit entsprechenden Vorurteilen in der Bundesrepublik und der Sowjetunion. Böll erklärte, dass der Antikommunismus während des Zweiten Weltkriegs nicht allein durch die nationalsozialistische Propaganda, sondern vor allem durch die direkte Erfahrung der Soldaten im Krieg verstärkt wurde:

> *„[…] die schlechten [sowjetischen, Anm. d. Verf.] Wohnungen, die schlechten Straßen. […] Das Erlebnis der Sowjetunion, auch als Angehöriger der Armee, egal ob Nazi oder nicht, war nicht sehr ermutigend, kein gutes Beispiel für Sozialismus oder Kommunismus."*
>
> (KA 25: 540)

Kopelew ordnete die sowjetische Propaganda bis kurz vor dem Überfall der Wehrmacht 1941 nicht als „deutschfeindlich", sondern vor allem als anti-nazistisch ein.

> *„Menschen meiner Generation –, wir waren vielleicht etwas voreingenommen, wir glaubten, daß der Nazismus in Deutschland nicht so stark sei, wie er tatsächlich war […], als am 22. Juni 1941 die ersten Meldungen vom Krieg kamen […]. Ich war fest davon überzeugt. Es dauert nur wenige Wochen, dann kommen die Berliner Proleten, dann kommen die von der Ruhr. So wie wir uns das vorgestellt hatten, nach der deutschen antifaschistischen Literatur, nach den Berichten, die wir von den deutschen Genossen in Moskau bekommen hatten."*
>
> (KA 25: 534f.)

Böll ergänzte, dass Deutschland vor 1933 weltweit die größte kommunistische Partei hatte: Die Hoffnungen auf die Weltrevolution von Kommunisten, Sozialisten und Revolutionären waren auf Deutschland gerichtet (KA 25: 536ff.). In diesem Zusammenhang berichtete Kopelew auch über seinen Einsatz im Krieg. Er hatte sich freiwillig gemeldet und wurde als Major der Propagandaabteilung

eingesetzt. Seine Aufgabe war es, Angehörige der Wehrmacht unter anderem durch Flugblätter zum Überlaufen zu bewegen und deutsche Kriegsgefangene in der „Antifaschistischen Frontschule" politisch-weltanschaulich umzuerziehen. Umso größer war seine Enttäuschung, als er bei den ersten deutschen in Gefangenschaft geratenen Arbeitern feststellen musste, dass diese nicht kommunistisch, sondern nationalsozialistisch gesinnt waren. Kopelew gestand auch, dass er phasenweise im Krieg nicht mehr an Weltrevolution und Klassenkampf dachte, sondern russisch-nationalistisch gestimmt war, vor allem, als die Wehrmacht die alte Stadt Nowgorod einnahm. Diese Gefühle hätten bei ihm allerdings niemals die Oberhand gewonnen. Diese Aussagen Kopelews konnten durch ehemalige Kriegsgefangene bezeugt werden. Diese Zeugnisse wurden zusammen mit dem Gespräch zwischen Böll und Kopelew und weiteren Dokumenten aus dem Zweiten Weltkrieg in der Ausgabe des Lamuv-Verlags 1981 publiziert: „Im Umgang mit ihm [Kopelew, Anm. d. Verf.] bekam man wieder das Gefühl, ein Individuum, ein Mensch zu sein, statt eines anonymen, allenfalls durch Abzählen der Kolonne wahrnehmbares Wesen." (Böll/Kopelew 1981: 108).

Dass die russisch-nationalistischen Gefühle Kopelews keineswegs von Dauer waren, bezeugt auch sein bereits erwähnter Einsatz für die ostpreußische Zivilbevölkerung.

Zur eigenen Rolle im Zweiten Weltkrieg befragt, erläuterte Böll, dass er bis 1941 nicht in Kampfhandlungen involviert gewesen sei. Als Besatzungssoldat, unter anderem in Frankreich, ließ er sich schließlich an die „Ostfront" versetzen:

> *„Es war eine wirklich törichte und unverantwortliche Neugierde, ich wollte wissen, wie das an der sogenannten Front ist. Dieses Erlebnis wollte ich selbst auch haben […], ich kann es nicht erklären … […] Nicht weil's Rußland war, sondern um das sogenannte Fronterlebnis auch mal zu erfahren. […] und bin dann ich auf die Krim gekommen […]. Merkwürdigerweise habe ich kein schlechtes Gewissen dabei gehabt. Und bin nun mal in dieser Armee mitgetrottet, ich kann es nicht anders nennen, ich war ein Mitläufer im wörtlichen Sinne […]. Wissen Sie, das ist sehr kompliziert. Dieser Männlichkeitsmythos ‚Fronterlebnis', das war mir immer verdächtig, schon als Junge. Wenn in der Schule die Lehrer anfingen, [vom Ersten Weltkrieg, Anm. d. Verf.] zu erzählen: ‚Da stürmten wir, und dann schoß mir einer durchs Kochgeschirr …' und so'ne Scheiße, und wollte das auch entmythologisieren. Das ist mir gründlich gelungen. Und auch an mir selbst gründlich gelungen."*
>
> (KA 25: 539)

Das öffentliche Gespräch zwischen Böll und Kopelew ist ein Beispiel für die Konkretisierung von Bölls Vorstellung des „Verbündet-Seins". Dies beruht nicht nur auf wechselseitiger Anerkennung, sondern auch auf einer Form von Solidarität,



Abb. 9 Das Buch erschien 1981 im Lamuv Verlag, der 1976 von René Böll gegründet worden war. Es enthält u. a. das von Klaus Bednarz geführte Gespräch zwischen Böll und Kopelew sowie Kopelews Essay „Wort als Waffe“. Im Dokumentarteil sind die Flugblätter des Majors Kopelew aus dem Zweiten Weltkrieg abgedruckt.

die über private Freundschaft hinausgeht und ein korrespondierendes ethisches Verantwortungsbewusstsein auch im öffentlichen Raum einschließt. Es umfasst Offenheit, Dialogbereitschaft und die Fähigkeit, eigene Überzeugungen kritisch zu reflektieren. Zentrale Voraussetzungen sind aktives und wohlwollendes Zuhören, die Bereitschaft, die Perspektive des Gegenübers zu übernehmen, sowie die Selbstreflexion persönlicher Vorprägungen und des Umgangs mit Diktatur und Krieg.

In dem von Klaus Bednarz moderierten Dialog wird „Verbündet-Sein" praktisch erfahrbar, denn beide Gesprächspartner begegnen sich nicht als Vertreter gegensätzlicher politischer Systeme, sondern als reflektierende Individuen, die ihre Kriegserfahrungen, Prägungen und möglichen Verstrickungen in Diktatur und Krieg offen thematisieren. Gerade durch die Bereitschaft, einander zuzuhören, eigene Perspektiven zu überdenken und gemeinsame ebenso wie unterschiedliche Erfahrungen anzuerkennen, entsteht ein Raum des Verstehens, der die Begriffe Heimat und Nachbarschaft nicht nur lokal und national, sondern auch global vorstellbar werden lässt.

Vor diesem Hintergrund ist die gemeinsame Reflexion totalitärer Erfahrungen ein integraler Bestandteil sowohl des literarischen Werks als auch des menschenrechtlichen Engagements des Nobelpreisträgers Heinrich Böll und des Germanisten und Menschenrechtlers Lew Kopelew. Die von Böll formulierte Suche nach einer „bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land" fungiert dabei als Denkmuster, das sein gesamtes Schaffen durchzieht. Zugleich verweist sie aber auch auf eine transnationale Perspektive, die ihn mit zeitgenössischen Intellektuellen in Deutschland, Europa und der Sowjetunion verbindet, die nach Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg nicht allein materiellen Wiederaufbau, sondern vor allem ein friedliches, von Vertrauen geprägtes Zusammenleben auf lokaler, nationaler und globaler Ebene anstrebten.

Literaturverzeichnis

Arendt, Hannah (2004): Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht über die Banalität des Bösen, Piper, München

Asadowski, Konstantin (2022): Heinrich Böll und die sowjetischen „Dissidenten"; in: Poljakov, Fedor/Bakshi, Natalia (Hrsg.): Russisch-deutsche Verflechtungen. Ausgewählte Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Brill, Leiden, S. 351–366

Balzer, Bernd (1997): Das literarische Werk Heinrich Bölls. Einführung und Kommentar, dtv, München

Bednarz, Klaus (1985): Mein Moskau, Hoffmann und Campe, Hamburg

Böll, Heinrich (KA): Werke. Kölner Ausgabe (KA), 27 Bände, hrsg. von Árpád Bernáth, Hans Joachim Bernhard, Robert C. Conard, Frank Finlay, James H. Reid, Ralf Schnell und Jochen Schubert, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2001–2010

Böll, Heinrich (WA): Werkausgabe (WA), 10 Bände, hrsg. von Bernd Balzer, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1978

Böll, Heinrich/Kopelew, Lew (1981): Warum haben wir aufeinander geschossen? Mit einem Beitrag von Klaus Bednarz, Lamuv, Borheim-Merten

Böll, Heinrich/Kopelew, Lew, Vormweg, Heinrich (1982): Anitkommunismus in Ost und West. Zwei Gespräche, Lamuv, Borheim-Merten

Bruhn, Peter/Glade, Henry (1980): Heinrich Böll in der Sowjetunion 1952–1979. Einführung in die sowjetische Böll-Rezeption und Bibliografie der in der UdSSR in russischer Sprache erschienen Schriften von und über Heinrich Böll, Erich Schmidt, Berlin

Klemperer, Victor (1998): LTI. Notizbuch eines Philologen, Reclam, Leipzig

Kopelew, Lew (1996a): Aufbewahren für alle Zeit, Steidl, Göttingen

Kopelew, Lew (1996b): Und schuf mir einen Götzen. Lehrjahre eines Kommunisten, Steidl, Göttingen

Lange, Manfred (1982): Ästhetik des Humanen. Das literarische Programm Heinrich Bölls; in: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 33, S. 89–98

Meier, Reinhard (2017): Lew Kopelew. Humanist und Brückenbauer, wbg Theiss, Darmstadt

Orlowa, Raissa/Kopelew, Lew (1987): Wir lebten in Moskau, Albrecht Knaus, München

Schubert, Jochen (2005): „Land ohne Zäune". Rußland im Bild Heinrich Bölls 1936–1948; in: Karl Eimermacher (Hrsg.): Verführungen der Gewalt, Wilhelm Fink, München, S. 1059–1081

Schubert, Jochen (2017): Heinrich Böll, wbg Theiss, Darmstadt

Simon, Gerhard (2007): Der Holodomor als Völkermord. Tatsachen und Kontroversen. Referat bei der Tagung „Holodomor 1932–33. Politik der Vernichtung“. Mannheim, 24. November 2007; in: https://osteuropa.lpb-bw.de/simon-holodomor-als-voelkerm

Simon, Gerhard (2013): Analyse: 80 Jahre Holodomor – die Große Hungersnot in der Ukraine. Ereignis und Erinnerung; in: www.bpb.de/themen/europa/ukraine-analysen/174179/analyse-80-jahre-holodomor-die-grosse-hungersnot-in-der-ukraine

Zylla, Elsbeth (Hrsg.): Heinrich Böll – Lew Kopelew. Briefwechsel, Steidl, Göttingen

„Als wir Köln wiedersahen, weinten wir“

Ankunft im Nichts und der Prozess der schriftstellerischen Etablierung

Dr. Gabriele Ewenz

Das Kriegsende am 8. Mai 1945 markiert in der Vita Heinrich Bölls eine elementare Zäsur, die über die rein physische Demobilisierung hinaus als Befreiung vom nationalsozialistischen Terrorstaat zu begreifen ist. Bölls Biografie – geprägt durch die Sozialisation in der NS-Diktatur und seine sechsjährige Kriegsteilnahme – ist ein konstitutives Element seiner literarischen Ästhetik. Die Erfahrung systemischer Fremdbestimmung innerhalb totalitärer Strukturen wurde zum zentralen Sujet seines literarischen Schaffens, wobei Werke wie die Erzählung *Der Zug war pünktlich* (1949) einen dezidierten Authentizitätsdiskurs über die traumatischen Erfahrungen der Front und die existenzielle Ausweglosigkeit eröffnen.

In seiner Prosa reflektiert Böll die physische und psychische Destruktion der Nachkriegsära. In Kurzgeschichten wie *Wanderer, kommst du nach Spa…* (1950) dient die Metapher der „Trümmer“ als Chiffre für die materielle Ruinenlandschaft und die moralische Desorientierung des Individuums. Bölls programmatisches *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* verdeutlicht sein poetologisches Bestreben, durch die Rekonstruktion einer „bewohnbaren Sprache“ – jenseits der ideologisch kontaminierten NS-Rhetorik – eine neue, ethisch fundierte Ausdrucksform zu etablieren. In dem Bekenntnis heißt es:

> *„Es ist unsere Aufgabe, daran zu erinnern, daß der Mensch nicht nur existiert, um verwaltet zu werden – und daß die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äußerer Art sind und nicht so geringfügiger Natur, daß man sich anmaßen kann, sie in wenigen Jahren zu heilen.“*
>
> (KA 6: 62)

Böll, der Krieg und die Stadt

Heinrich Bölls Transformation vom Kombattanten zum befreiten Individuum vollzog sich in der Phase der Kriegsgefangenschaft, die unmittelbar an die Endphase des nationalsozialistischen Regimes anknüpfte. Nachdem er durch US-amerikanische Truppen am 9. April 1945 während der Kampfhandlungen im Bereich der Brüchermühle im Bergischen Land gefangen genommen worden war, wurde der Infanterist für mehrere Monate interniert. Er durchlief verschiedene Stationen, darunter das Lager Attichy bei Soissons, bis er im September 1945 über Flandern in das Entlassungslager Weeze überstellt wurde. Formal entlassen aus dem Militärdienst und dem Gewahrsam der Alliierten wurde er schließlich im städtischen Durchgangslager auf der Bonner Hofgartenwiese – ein Ort, der unter der Ägide der Militärregierung zum zentralen Knotenpunkt für Heimkehrer geworden war.

In einem Interview vom 8. Mai 1965 berichtete Heinrich Böll, wie er das unmittelbare Kriegsende erlebt hat:

> *„Ich war in einem sehr großen amerikanischen Kriegs-Gefangenenlager in Nordfrankreich in Attichy nach verschiedenen anderen Stationen und erinnere mich nicht an den 8. Mai so präzise, wohl an den ersten sehr genau. Es war sehr kalt, obwohl es Mai war, und Schnee lag auf den Zelten und ein amerikanischer Soldat mit einem Trichter-Lautsprecher ging durchs Lager und rief laut ‚Hitler is dead', das war eine, wenn auch erwartete, aber sensationelle Mitteilung natürlich.*
>
> **Die wie auf Sie wirkte?**
>
> *Ja, wenn ich sagte, ich war froh darüber, das ist so selbstverständlich. Aber, die Tatsache, daß diese Geschichtsepoche, wollen wir sie so nennen, die wir gerade hinter uns hatten, wirklich mit dieser Person zu Ende war, hatte etwas ungeheuer Eindrucksvolles, denn wirklich hatte ja keiner dran geglaubt, daß er sterben könnte.*
>
> **Von welchen Empfindungen waren Sie begleitet?**
>
> *Ja, ich habe die Gefangennahme durch die amerikanische Armee herbeigewünscht gehabt, sogar herbei zu zwingen versucht, fühlte mich also befreit durch die Gefangennahme, wenn Sie wollen, gefangen und befreit zugleich, und die meisten Überlegungen waren persönlicher Art. Ich dachte an meine Familie und meinen alten Vater, meine Brüder, wir wussten alle nicht genau wo die waren, meine Frau, die ein Kind erwartete und die nicht wußte, wo ich war. Das war schon genug zum Nachdenken."*
>
> (Böll 1965)

Abb. 10 Annemarie und Heinrich Böll nach ihrer Trauung am 6. März 1942 vor dem Kölner Rathaus.



Doch wie sah die Lage in Köln aus? Die systematische Luftkriegsführung gegen Köln fand ihren ersten Kulminationspunkt in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1942 mit der „Operation Millennium“ (1.000-Bomber-Angriff). Mit dieser Zäsur begann eine Eskalationsstufe, in der die völkerrechtswidrigen Zerstörungen europäischer Metropolen wie Warschau oder Coventry auf deutsche Metropolen zurückschlugen. Insbesondere die Luftangriffe im Juni 1943 sowie im Oktober 1944 und März 1945 führten zur fast vollständigen Annihilation der historischen Bausubstanz.

Die Rur, ein Fluss westlich von Köln, bildete die letzte Verteidigungslinie im Westen. Mit dem alliierten Vorstoß gegen diese Rurfront Ende Februar 1945 wurde Köln zur Frontstadt. Die strategische Einkesselung durch die 1. US-Armee am 4. März 1945 mündete am Folgetag in eine kombinierte Panzer- und Infanterieoffensive, die über die westlichen Stadtteile bis zum Rheinufer vordrang. Die Sprengung der Hohenzollernbrücke durch die Wehrmacht am 6. März besiegelte die logistische Trennung der Stadtgebiete, woraufhin die linksrheinischen Sektoren unter alliierte Kontrolle fielen. Zu diesem Zeitpunkt glich Köln einer apokalyptischen Ruinenlandschaft: Von der ursprünglichen Bevölkerung lebten nur noch rund 40.000 Personen in Kellern und Bunkern, während die NS-Funktionäre sich durch Flucht der Verantwortung entzogen hatten.

Die statistische Bilanz der Kriegseinwirkungen auf Köln – circa 1,5 Millionen abgeworfene Bomben, 20.000 Todesopfer und eine zu 90 Prozent zerstörte Innenstadt – unterstreicht das Ausmaß des materiellen und moralischen Kollapses. Während der Wehrmachtsbericht den Verlust der Stadt zynisch als Überlassung eines „Trümmerhaufens“ marginalisierte, traf die Kapitulation die verbliebene Bevölkerung inmitten von Trümmern und existenzieller Not. Die bis in die Gegenwart andauernden Kampfmittelbeseitigungen verdeutlichen die persistente Präsenz dieser historischen Zäsur im Kölner Stadtbild.

In der Kleingedankstraße 20 lag die erste gemeinsame Wohnung von Annemarie und Heinrich Böll, die sie nach ihrer Trauung am 6. März 1942 bezogen. Beim ersten Luftangriff auf Köln am 30. Mai 1942 durch die britische Royal Air Force wurde auch die Wohnstätte der Bölls zerstört. In einem Telegramm informierte Annemarie Böll ihren Mann, dass ihre Wohnung durch eine Brandbombe komplett zerstört wurde, sie aber unverletzt sei. Die Wohnung in der Kleingedankstraße, die Böll wegen seines Militäreinsatzes nie bewohnte, lag direkt am Volksgarten in einer Wohngegend, die bereits um 1900 sehr beliebt war. Hohe Räume mit Stuckdecken kennzeichneten die Gründerzeithäuser in diesem Wohngebiet. Böll erwähnte zwar das schöne Mobiliar in der Wohnung, der wichtigste Einrichtungsgegenstand war für ihn jedoch ein Telefon, das ihm den Kontakt zu seiner Frau ermöglichte:

> *„Ich habe also nie in der Wohnung gewohnt, aber oft dort angerufen, um wenigstens die Stimme zu hören, über verbotene Leitungen, die ich durch Überredung oder Bestechung öffnete. Sechs Wochen nachdem ich versucht*

hatte sie zu bewohnen, brachte die Wohnung mir eine Woche Urlaub ein, und ich denke mit einer gewissen Rührung an sie, wie an ein Hotel, in dem einer gern mal ein Zimmer gemietet hätte, das aber abbrannte, bevor er den Wunsch verwirklichen konnte.“

(KA 15: 260)

In einer autobiografischen Notiz von 1956 erwähnte Böll, dass bei dem Bombenangriff im Mai 1942 seine Manuskripte, Gedichte, Erzählungen und ein Roman, verbrannten, „und das ist der einzige Verlust, den ich nicht bedaure“ (KA 10: 15). Wie viele und welche Manuskripte Bölls bei der Zerstörung der Wohnung vernichtet wurden, lässt sich nicht eruieren.[1]

Nachdem diese Wohnung infolge der Zerstörungen durch den Luftangriff unbewohnbar geworden war, lebte Annemarie Böll – nach kurzzeitiger Unterkunft bei den Schwiegereltern am Karolingerring 17 – ab dem 1. Juli 1942 in der in Köln-Sülz gelegenen Neuenhöfer Allee 38.

„In unsere zweite Wohnung bekamen wir kein Telefon mehr genehmigt; ich glaube, wir hatten sie drei Jahre ‚inne‘, und es mag sein, daß ich eineinhalb bis zwei dutzendmal dort geschlafen habe. Nach einigen Versuchen, dort so etwas wie Wohnung zu finden, mieden wir sie; jedesmal, wenn wir uns dort trafen, war ein besonders schwerer Bombenangriff fällig; wir fegten Glasscherben und Putz zusammen. […] Manchmal ging Annemarie, wenn ich morgens noch schlief, in den Beethovenpark, der schräg gegenüber lag, und pflückte stadtkölnische Blumen, die – so schien es uns – im Krieg besonders üppig gediehen; vielleicht gediehen sie auch nur gut, weil sie der regelmäßigen gärtnerischen Pflege nicht teilhaftig wurden, eine gewisse FREIHEIT genossen: jedenfalls waren es die schönsten Blumen, die wir je in irgendeiner Wohnung hatten, sehr viele und üppige Exemplare: Rosen, Rhododendron, Margareten und lange Heinriche, auch Dahlien und Nelken von geradezu bestürzender Üppigkeit.“

(KA 15: 261)

---

1 Böll stellte in den 1950er-Jahren beim Ausgleichsamt der Stadt Köln einen Antrag auf Feststellung von Kriegsschäden, um Entschädigung für Kriegsschäden zu erhalten. Geltend machte er drei Ausbombungen: am 31. Mai 1942 einen Totalschaden durch Brandbomben in der Kleingedankstraße 20/Ecke Volksgartenstraße, am 30. April 1943 eine Schädigung durch Sprengbomben in der Neuenhöfer Allee 38 und am 30. Oktober 1944 eine Schädigung durch Sprengbomben der elterlichen Wohnung im Karolingerring 17. Aus einer eigenhändigen Aufstellung des Besitzes in der Kleingedankstraße geht hervor, dass Böll neben Hausrat auch seine damalige Bibliothek sowie Manuskripte angab, die bei den Angriffen verbrannten. Über die Einzelheiten des Entschädigungsverfahrens vgl. Plassmann 2022.

Diese im Erdgeschoss gelegene Wohnung wurde infolge eines Luftangriffs auf Köln am 26. Februar 1943 ebenfalls beschädigt, sie konnte nach Instandsetzungsarbeiten allerdings weiterhin bewohnt werden. Nach den Angriffen bezogen Bölls Eltern mit Tochter Mechthild und Schwiegertochter Annemarie Zimmer in einem Hotel in Ahrweiler. Von dort aus fuhren Annemarie, die Lehrerin war, und sein Vater Viktor täglich nach Köln zur Schule bzw. in die über die Kriegszeit von Viktor Böll weitergeführte Schreinerei in der Vondelstraße. Nach dem Tod von Bölls Mutter am 3. November 1944 übersiedelte Familie Böll nach Marienfeld im Bergischen Land. Eine eigene Unterkunft bezog Annemarie Böll später in Neßhoven, einer Ortschaft in der Nähe der Gemeinde Much im Rhein-Sieg-Kreis.

In seinem 1985 publizierten *Brief an meine Söhne* und ausführlicher in dem Text *An einen Bischof, einen General und einen Minister des Jahrgangs 1917* aus dem Jahr 1966 beschreibt Böll, wie er im Februar 1945 mit dem Fahrrad von Much aus nach Köln fuhr, um sich noch einmal die Wohnung anzuschauen und um festzustellen, ob noch irgendwas

> *„Brauchbares drin ist; zu diesem Zweck hatte ich eine hübsche, strohgeflochtene Dameneinkaufstasche am Lenker meines Damenfahrrads, und ich radelte also vom Waidmarkt aus […] nach Sülz. […] Ich fand die Wohnung NICHT GANZ AUSGEPLÜNDERT: die Bilder zum Beispiel hatten offenbar keinem so recht gefallen, und doch ließ ich sie hängen, erstens, weil sie nicht in die Tasche paßten, zweitens, weil mir BALLAST zuwider ist (sie fanden wenige Monate später dann doch einen Liebhaber: es waren sehr schöne, kolorierte französische Stiche aus der Biedermeier-Zeit); dem offenbar hastig arbeitenden Dieb war sogar noch Schmuck entgangen, der in der NÄHKISTE wahrscheinlich nicht vermutet wurde, obwohl er auch dort – wie aller Schmuck in unserer Familie – nicht etwa mit dialektischer Schläue, sondern ZUFÄLLIG – hingelegt worden war; was außerdem dem Dieb entgangen war, war TAFELSILBER, jawoll, meine Herren Exzellenzen, und ich nahm's mit, weil (und das würde eigentlich unter das Stichwort Nichts oder nichts gehören), weil es mir ein begehrtes Tauschobjekt gegen ZIGARETTEN darzustellen schien, Strümpfe fand ich noch, Schals und Handschuhe, viel Staub und Glassplitter, vor allem aber von unserem letzten Besuch her BLUMEN AUS DEM BEETHOVENPARK: kahle Stengel, mörtelstaubüberpudert.“*
>
> (KA 15: 264f.)

Nachkriegszeit in Köln

Als Heinrich Böll im September 1945 aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen wurde und er nach einer kurzen Interimsphase auf dem Land im Februar 1946 endlich wieder in seine Heimatstadt Köln zurückkehren konnte, holte ihn die Realität der unmittelbaren Nachkriegszeit rasch ein. Er trug die Verantwortung für seine Familie, eine finanzielle Absicherung war nicht in Sicht, und hinzu kam die Verarbeitung der traumatischen Kriegserlebnisse, die ihm das Ankommen im Alltag erschwerten. Köln, die Stadt seiner Kinder- und Jugendzeit, der unversehrte urbane Raum, in dem der junge Heinrich aufgewachsen war, existierte nur noch bruchstückhaft. Rückblickend bemerkte Böll, dass seine Heimatstadt vor dem Krieg für ihn „eine verschwundene, versunkene Stadt" war, in der „ich einige Punkte noch erkenne, und das sind eben hauptsächlich die Kirchen, die romanischen Kirchen. Vielleicht zehn Häuser noch." (KA 26: 433) Das Ausmaß der Zerstörung und Verwüstung Kölns war immens. Die Bilder vom Kölner Dom, der als einziges Bauwerk aus den Trümmern der Stadt herausragte, Aufnahmen von Trümmerbergen und Ruinenfeldern in der Stadtlandschaft sind exemplarisch durch Fotografien von Walter Dick und der US-amerikanischen Fotografin Lee Miller ins kollektive Gedächtnis eingegangen. Es verwundert nicht, dass der heimkehrende Böll beim Anblick seiner zerstörten Heimatstadt fassungslos vor den Trümmerhalden stand:

> *„Als wir Köln wiedersahen, weinten wir. Wir kamen über die geländerlose, von Lehm glitschige Behelfsbrücke von Deutz herüber, ein englischer Panzer, der uns entgegenkam und ins Rutschen geriet, drängte uns fast in den Rhein. Wieder und noch einmal: Todesangst."*
>
> (KA 14: 312)

Atmosphärisch beschrieb Böll häufig in seinen Texten die Stimmung in der Stadt, in der nur noch Staub und Stille zwischen den Ruinen lagen. In dem 1965 erschienenen Essay *Heimat und keine*, der die unmittelbare Nachkriegszeit beschreibt, findet sich eine längere Passage, in der Böll über den Trümmerstaub schrieb:

> *„Was nicht sichtbar gemacht werden kann, vielleicht aber spürbar wird: der Staub und die Stille. Staub, Puder der Zerstörung, drang durch alle Ritzen, setzte sich in Bücher, Manuskripte, auf Windeln, aufs Brot und in*

die Suppe; er war vermählt mit der Luft, sie waren ein Leib und eine Seele; jahrelang die tödliche Qual, gegen alle Vernunft, gegen alle Hoffnung als Sisyphus und Herakles diese Unermeßlichkeit des Staubs zu bekämpfen, wie ihn eine zerstörte Stadt von den Ausmaßen Kölns hervorbringt; er klebte auf Wimpern und Brauen, zwischen den Zähnen, auf Gaumen und Schleimhäuten, in Wunden – jahrelang dieser Kampf gegen die Atomisierung unermeßlicher Mengen von Mörtel und Stein.“

(KA 14: 377)

Das alte Köln, das Köln seiner Kindheit, gab es nicht mehr. Die verletzte und zerstörte Stadt wurde für den angehenden Schriftsteller zu seinem neuen Zuhause, in dem man sich einrichten musste und sich trotz Schutt, Staub und Zerstörung wohlfühlen konnte, „weil diese Stadt endlich ernst war“ (KA 26: 433) und Größe hatte.

Doch wie gestaltete sich der Neuanfang für die Kölner Bevölkerung nach 1945? Der wirtschaftliche und kulturelle Aufbruch entwickelte sich recht schleppend. Ambitionierte Pläne, wie man die materiell und ideell schwer in Mitleidenschaft gezogene Stadt wieder zu einer kulturell attraktiven Metropole errichten könne, gab es viele. Die soziopolitische und urbane Rekonstruktion Kölns nach 1945 lässt sich als komplexer Transformationsprozess einer „Trümmergesellschaft“ hin zu einer funktionalen Metropole beschreiben. Den im März 1945 einmarschierenden US-Truppen bot sich das Bild einer „Trümmerwüste“, in der rund 90 Prozent der Innenstadt zerstört waren und etwa 30 Millionen Kubikmeter Schutt das einstige Stadtbild unkenntlich gemacht hatten. Obwohl die Behörden vor einem vollständigen Versorgungskollaps warnten, setzte eine massive Rückkehrwelle ein: Innerhalb weniger Monate stieg die Einwohnerzahl von circa 40.000 auf über 450.000 Personen an, was zu einer prekären Wohnraumsituation führte, in der das Überleben in Kellern und Ruinen zum Regelfall der „Trümmergesellschaft“ wurde.

Die politische Konsolidierung unter der kurzen Ägide von Oberbürgermeister Konrad Adenauer im Jahr 1945 war primär auf die Sicherung der physischen Existenzgrundlagen – die Instandsetzung der Wasser- und Gasversorgung sowie die Koordination der Lebensmittelzuteilung – ausgerichtet. In der städtebaulichen Rekonstruktion setzte Generalplaner Rudolf Schwarz ab 1946 einen Akzent der morphologischen Kontinuität. Sein Leitbild „Das neue Köln“ verzichtete auf eine radikale Tabula-rasa-Planung und bewahrte stattdessen das mittelalterliche Straßennetz der Altstadt als identitätsstiftendes Gerüst. Er konzipierte die Stadt als ein Gefüge aus organisch gewachsenen „Veedeln“, die durch moderne Verkehrsachsen wie die Nord-Süd-Fahrt zwar funktional erschlossen, aber in ihrer sozialen Binnenstruktur erhalten bleiben sollten.

Urbane Vielfalt: Köln entwickelt sich zur Kultur- und Medienmetropole

Parallel zur physischen Wiederherstellung entwickelte sich Köln zu einem intellektuellen Laboratorium der frühen Bundesrepublik. An der Universität zu Köln wurden durch Theoretiker wie Alfred Müller-Armack die Grundlagen der sozialen Marktwirtschaft präzisiert, während die soziologische Forschung unter Leopold von Wiese den gesellschaftlichen Neuaufbau empirisch begleitete. Dieser Prozess der Normalisierung wurde durch die schrittweise Wiederbelebung kultureller Institutionen und die sakrale Rekonstruktion der zwölf romanischen Kirchen flankiert, die als „Traditionsinseln" inmitten der modernen Funktionalarchitektur wirkten. Somit war das Kölner Nachkriegsleben nicht nur durch Mangel und Improvisation geprägt, sondern durch eine dezidierte Synthese aus bewahrender Traditionspflege und zukunftsgerichteter Modernisierung.

Nach ihrer Rückkehr in die Heimatstadt Köln richtete sich Heinrich Böll mit seiner Familie in einem halb zerstörten Haus im Stadtteil Bayenthal ein, in dem auch Bölls Verwandtschaft wohnte. In der Schreinerei seines Bruders Alois fand er zunächst eine Anstellung als Hilfsarbeiter. Am Wiederaufbau seiner zerstörten Heimatstadt beteiligte sich Böll jedoch nicht. In seinem *Brief an seine Söhne* bemerkt er dazu:

> *„Wissen solltet Ihr auch, daß ich mich geweigert habe, an der Enttrümmerung Kölns teilzunehmen, wie es zu jedes Heimkehrers Pflicht erklärt wurde. Ich habe keinen Stein angefaßt, enttrümmert habe ich, still vor mich hin, allein, säuberlich von jedem Stein den Putz abklopfend, die Werkstatt meines Vaters in der Vondelstraße, die damals Alois betrieb; öffentliche Steine: keinen. Was ich nicht berichtet habe, gehört den Frauen, die den Alltag des Krieges und der Naziherrschaft zu bestehen hatten, dessen alltägliche Mühsal und Absurdität."*
>
> (KA 23: 263)

Formal nahm Böll sein Studium der Klassischen Philologie und Germanistik an der Kölner Universität wieder auf, wo er bereits im Sommer 1939 immatrikuliert war und von dort zur Wehrmacht einberufen worden war. Ein Grund für die Wiederaufnahme des Studiums war auch die dadurch berechtigte Zuweisung von Lebensmittelkarten. Wie aus einem Brief vom 27. April 1946 an seinen Freund Ernst-Adolf Kunz hervorgeht, spielte das universitäre Leben für Böll nur eine sekundäre Rolle, zumal er sich eine wissenschaftliche Laufbahn nicht mehr vorstellen konnte:

Abb. 11 Böll im Jahr 1948 im Garten seiner Wohnung in der Schillerstraße 99, Köln.



„Ich bin fast ein wenig lebensüberdrüssig. Ich arbeite immer noch bei meinem Bruder, habe mich aber auch für die Universität angemeldet, um wenigstens ein paar Semester zusammenzubringen. Ich weiß gar nicht, ob es überhaupt viel Sinn hat, sich eine sichere sogenannte ‚Existenz' aufzubauen. Mir ist das alles so gleichgültig und erscheint mir nach den Erlebnissen des Krieges und der Gefangenschaft auch ziemlich belanglos, welche Rolle ich in der so sehr erfreulichen menschlichen Gesellschaft spielen soll. Denn eine ‚Rolle spielen' ist es ja doch, es ist doch alles lächerlicher Blödsinn."

(Hoven 1994: 20)

Der Kampf um das tägliche Brot war für Böll elementarer, und dieser gelang nur durch seine Frau Annemarie, die als Lehrerin an einer Kölner Schule die Existenz der Familie sicherte. In dieser Lebensphase nahm Böll seine in den 1930er-Jahren begonnene schriftstellerische Arbeit, die aus kurzen Erzählungen und Gedichten bestand, wieder auf. Ernst-Adolf Kunz berichtete er im Februar 1946, dass er zwar „nicht zum Schreiben aufgelegt" (Hoven 1994: 18) sei, und die Universität besuchte er, nach eigener Aussage, „alle halben Jahre einmal", denn was sollte ihm „das wesenlose Gerede da nützen? [...] ich habe das Wagnis aufgenommen und schreibe." (Hoven 1994: 24)

Doch auch der kulturelle Neuanfang gestaltete sich in Köln, wie in anderen deutschen Metropolen ebenso, als ein tiefgreifender Prozess der kollektiven Selbstvergewisserung, der sich in der dialektischen Spannung zwischen ruinöser Realität und dem Drang nach ästhetischer sowie moralischer Restauration vollzog. In einer Stadt, deren physische Substanz weitgehend zerstört war, diente die Kultur nicht als dekoratives Beiwerk, sondern als essenzielles Instrument der psychologischen Reintegration und Identitätsstiftung. Bereits im Dezember 1945 markierte die feierliche Wiedereröffnung der Universität unter Rektor Josef Kroll den Willen zur intellektuellen Neuausrichtung, wobei die Rückbesinnung auf christlich-humanistische Werte explizit als Gegenentwurf zur nationalsozialistischen Ideologie positioniert wurde.

Dieser geistige Wiederaufbau ging einher mit einer pragmatischen, oft provisorischen Reaktivierung des Kunstbetriebs. Da repräsentative Spielstätten fehlten, nutzten Theater- und Opernensembles unzerstörte Turnhallen, Keller oder Gaststätten, wo sie durch die Aufführung vormals verbotener, moderner Werke die kulturelle Isolation der vorangegangenen Dekade aufbrachen. Parallel dazu entwickelte sich der Kölner Karneval zu einem zentralen Katalysator der emotionalen Bewältigung: Während erste informelle Sitzungen bereits 1946 den Lebenswillen der „Trümmergesellschaft" zeigten, war der erste offizielle Rosenmontagszug des Jahres 1949 eine Zäsur der Normalisierung. Das Bild der kostümierten Narren inmitten der skelettierten Ruinenlandschaft verdeutlichte

die ambivalente Gleichzeitigkeit tiefer Trauer über den Verlust der alten Stadt und der euphorischen Feier des Überlebens.

In der bildenden Kunst und Architektur wurden unter der Leitung von Rudolf Schwarz historische Ankerpunkte wie die Festhalle Gürzenich oder das Rathaus prioritär instandgesetzt, um inmitten der funktionalen Moderne Orte des historischen Gedächtnisses zu erhalten. Die Museen der Stadt begannen zudem früh, sich zu reorganisieren, wobei die Sicherung und spätere kritische Aufarbeitung der Bestände den Weg für Kölns Aufstieg zu einer Metropole der zeitgenössischen Kunst ebneten. Somit war der kulturelle Diskurs nach 1945 in Köln geprägt von einer tiefen Sehnsucht nach Kontinuität, die jedoch durch die Integration moderner Einflüsse und eine konsequente demokratische Erneuerung transformiert wurde.

Auch die Literatur war durch eine radikale Abkehr von der heroisierenden Sprache der NS-Zeit und der Suche nach einer ungeschönten Ausdrucksform geprägt. Wie sich später zeigen sollte, entwickelte sich inmitten der Trümmerlandschaft die Stadt zu einem bedeutenden Ort der sogenannten Nachkriegs- oder Trümmerliteratur, die den Alltag der Überlebenden zwischen Hunger, Schwarzmarkt und moralischer Desorientierung thematisierte. Maßgeblich geprägt wurde diese frühe Phase der bundesrepublikanischen Literaturgeschichte durch Heinrich Böll, der zum Prototypen des heimkehrenden Soldaten und kritischen Chronisten der Trümmerjahre avancierte. In seinen frühen Erzählungen und Romanen wie *Der Zug war pünktlich* (1949) oder *Wo warst du, Adam?* (1951) fing er die beklemmende Atmosphäre der zerstörten Stadt und die psychische Verfassung einer traumatisierten Generation ein. Seine Sprache war bewusst schlicht und distanziert, ein Versuch, die durch die Ideologie korrumpierte deutsche Sprache zu „bereinigen".

Parallel dazu etablierte sich Köln als ein wichtiger Knotenpunkt für den literarischen Diskurs und das Verlagswesen. Der Kiepenheuer & Witsch Verlag, 1951 in Köln gegründet, wurde zu einer entscheidenden Instanz für die Vermittlung moderner Weltliteratur und kritischer deutscher Gegenwartsliteratur. In der Stadt etablierten sich zudem literarische Zirkel und Zeitschriften, in denen die ästhetische Neuausrichtung debattiert wurde. Auch wiedereröffnete Bibliotheken und die Gründung von Literaturpreisen halfen bei der Rekultivierung eines bürgerlichen Lesepublikums, das nach Jahren der Zensur begierig auf internationale Strömungen wie den Existenzialismus oder die angloamerikanische Moderne reagierte. Somit war die Kölner Literaturszene der Nachkriegszeit ein Spiegelbild der urbanen Realität: ein mühsamer Aufbau aus den Ruinen, der jedoch die moralische Integrität und die schonungslose Analyse der unmittelbaren Gegenwart ins Zentrum stellte.

Für die Entwicklung der literarischen Infrastruktur war die Präsenz des Rundfunks nicht unerheblich. Über die Sendeanstalt, die in den ersten Nachkriegsjahren primär ein Ableger des Nordwestdeutschen Rundfunks in Hamburg war, kamen in literarischen Beiträgen auch viele Kölner Autoren und

Autorinnen zu Wort. Der Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) war einer der größten Arbeitgeber für Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Das Hörspiel als spezifische literarische Form mit eigenem ästhetischem Konzept entwickelte sich in den 1950er-Jahren zu einem wichtigen Betätigungsfeld und bot Autoren und Autorinnen wie Heinrich Böll, Dieter Wellershoff, Albrecht Fabri, Jürgen Becker, Wolfdietrich Schnurre, Irmgard Keun eine regelmäßige Einnahmequelle. Der Rundfunk war im nachkriegszeitlichen Köln ein wichtiges Medium: Er förderte den demokratischen Wiederaufbau und hielt die Menschen in der zerstörten Stadt zusammen. Nach der Instrumentalisierung durch die Nationalsozialisten wurde der Rundfunk unter britischer Aufsicht grundlegend transformiert: Am 26. September 1945 nahm der Kölner Sender als Teil des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) den Betrieb wieder auf, wobei die britische BBC mit ihrer Staatsferne und Überparteilichkeit als strukturelles Vorbild diente. In einer Zeit, in der gedruckte Informationen aufgrund von Papiermangel rar waren, avancierte das Radio zum bevorzugten Informationsmedium. Nachrichtenformate, politische Kommentare und der Schulfunk leisteten einen entscheidenden Beitrag zur „Reeducation" der Bevölkerung.

Technisch und räumlich war der Neuanfang zunächst von extremer Improvisation geprägt. Da das ursprüngliche Funkhaus in der Dagobertstraße schwer beschädigt war, wurde unter schwierigen Bedingungen gesendet, zudem blieb die Sendezeit für regionale Inhalte aus Köln anfangs auf eine Stunde täglich begrenzt. Eine städtebauliche und medienpolitische Zäsur war schließlich der Neubau des Funkhauses am Wallrafplatz: Das 1952 eingeweihte Gebäude war eine der ersten repräsentativen Großbaustellen der Kölner Innenstadt und symbolisierte den Aufstieg Kölns zur Medienstadt. Mit der Ausstrahlung von kulturellen Programmen, wie den ersten Übertragungen aus dem Millowitsch-Theater oder Konzerten der neu gegründeten Rundfunkorchester, leistete der Sender zudem einen wesentlichen Beitrag zur psychischen Entlastung einer traumatisierten Gesellschaft. Diese Ära des NWDR legte das Fundament für die 1955 vollzogene Eigenständigkeit des Westdeutschen Rundfunks (WDR), der Köln fortan als einen der einflussreichsten Medienstandorte der Bundesrepublik festigte.

Literarisch manifestierte sich diese Zusammenarbeit primär in der Blütezeit des Hörspiels, das zur Leitgattung der Nachkriegsära aufstieg. Es bot Schriftstellern und Schriftstellerinnen ein ästhetisches Laboratorium, um eine neue, vom propagandistischen Pathos gereinigte Sprache zu erproben und die drängenden moralischen Fragen der „Stunde Null" direkt an ein Millionenpublikum zu adressieren. Die enge Verzahnung von literarischer Arbeit und Rundfunkbetrieb wurde von Böll später in seiner Satire *Doktor Murkes gesammeltes Schweigen*, die unmittelbar von seinen Erfahrungen im Kölner Funkhaus inspiriert war, künstlerisch reflektiert. Somit war der Rundfunk weit mehr als ein technischer Multiplikator; er förderte aktiv die literarische Moderne, moderierte maßgeblich den Übergang von der Trümmerliteratur zur kritischen Gegenwartsliteratur der jungen Bundesrepublik und festigte Köln als Standort des kritischen Wortes.

Bölls Anfänge als Schriftsteller

Die frühen Jahre seines Schreibens waren für Heinrich Böll Jahre des Hausierens und des Scheiterns. 1946/1947 wagte sich der angehende Autor mit einer Auswahl seiner Texte an die Öffentlichkeit. Er sandte Arbeitsproben an diverse Redaktionen, doch die Verlage wiesen seine Texte größtenteils zurück.

Böll war ein Getriebener, der seinen „Auftrag", die traumatischen Kriegserlebnisse literarisch zu verarbeiten, unbedingt erfüllen wollte. Seine literarische Produktion war in diesen Anfangsjahren immens. Neben seinem Roman *Kreuz ohne Liebe* entstanden zahlreiche kleinere, aber auch umfangreichere Erzählwerke, in denen Böll sich intensiv mit der Nazi-Diktatur, dem Zweiten Weltkrieg und der unmittelbaren Nachkriegszeit auseinandersetzte.

Eine Erzählung, *Vor der Eskaladierwand*, erschien im Mai 1947 stark gekürzt unter dem Titel *Aus der Vorzeit* im *Rheinischen Merkur*. Es folgten Abdrucke kleinerer Texte in Literaturzeitschriften wie dem *Rheinischen Merkur*, *Karussell* oder in den *Frankfurter Heften*. Erste Anerkennung als junger Autor erfuhr Böll durch die Publikation der Kurzgeschichte *An der Brücke* (1949) in der von Hans Werner Richter und Alfred Andersch begründeten Zeitschrift *Der Ruf*, die zu dieser Zeit eines der bedeutendsten Publikationsforen der jungen deutschen Literatur war. Parallel zu diesen Arbeiten versuchte Böll, gemeinsam mit seiner Frau Annemarie, die Englisch auf Lehramt studiert hatte, als Übersetzer englischsprachiger Literatur tätig zu werden. So entstand der erste Kontakt zu dem in Opladen neu gegründeten Friedrich Middelhauve Verlag. Im November 1948 reichten die Bölls dort den von ihnen ins Deutsche übertragenen Essay von Stephen Spender mit dem Titel *W. H. Auden and the Poets of the Thirties* ein.

Der „Zwang zu schreiben", den Böll seit seiner Jugend verspürte, wie er 1953 in einem Gespräch mit Paul Schallück äußerte, und die anschließende Bemerkung, dass sich dieser Zwang im Laufe der Zeit „konkretisiert" habe und von den „Grundthemen der menschlichen Existenz" (KA 24: 9) geprägt werde, führte in der ersten Jahreshälfte 1948 zur Entstehung zweier weiterer umfangreicher Arbeiten. Besonders hervorzuheben ist die im April begonnene Kriegserzählung *Zwischen Lemberg und Czernowitz*. In diesem Werk versuchte Böll, die fortwährende Enteignung der individuellen Existenz des Menschen sichtbar zu machen, die zunächst durch den Krieg und später seiner Ansicht nach durch jede Form von Verwaltung bestimmt wird. Noch bevor dieser Text, der später unter dem Titel *Der Zug war pünktlich* (1949) veröffentlicht wurde, abgeschlossen war, begann Böll mit der Niederschrift einer weiteren Erzählung: *Das Vermächtnis*. Diese korrespondiert biografisch mit seiner Zeit als Besatzungssoldat in Frankreich und behandelt den gesellschaftlichen Umgang mit einer als verbrecherisch erkannten Vergangenheit in einer sich davon ablösenden Gegenwart.

Die finanzielle Lage der Familie Böll blieb jedoch weiterhin angespannt. Auf der Suche nach einer festen Anstellung bewarb sich Böll erfolglos bei Verlagen und beim Rundfunk und überlegte ernsthaft, die Schriftstellerei aufzugeben:

„Meiner Familie gegenüber kann ich jedenfalls eine andere Lebensweise nicht länger verantworten", heißt es in einem Brief an seinen Lektor Paul Schaaf, „und obwohl ich manchmal (sekundenweise!) glaube, eine Aufgabe zu haben, so ist mir die Literatur doch im Grunde genommen keine unglückliche Stunde meiner Frau oder meiner Kinder wert". Durch Vermittlung des Verlegers Friedrich Middelhauve wurde Böll von der Stadt Köln für die Volkszählung 1950 als Aushilfsangestellter bei der Gebäude- und Wohnungszählung eingesetzt.

Ein erster, jedoch entscheidender Schritt zur Etablierung als Autor wurde durch die Ausstrahlung seiner Kurzgeschichte *Über die Brücke* im Hessischen Rundfunk vollzogen. Auf der Suche nach Anschluss im literarischen Betrieb nahm Böll an den Treffen der „Gruppe junger Autoren" teil, die sich als Gegenpol zur Gruppe 47 verstand. Unterschiedliche Interessen führten ihn jedoch nach kurzer Zeit wieder von der Gruppe weg. 1949 wandte sich Böll an Alfred Andersch mit der Bitte, ihm Kontakte zu anderen Schriftstellern zu vermitteln. Und in der Tat ergaben sich daraus für Böll zwei wegweisende Verbindungen: Zum einen zu Hans Werner Richter, dem Initiator der Gruppe 47, und zum Verlag Kiepenheuer & Witsch in Köln. 1950 erschien noch im Middelhauve Verlag ein Band mit Erzählungen, *Wanderer, kommst du nach Spa …* und 1951 die Kriegsgeschichte *Wo warst du, Adam?*

Trümmerliteratur als Ästhetik des Einfachen

In dieser Zeit manifestiert sich der für Böll in dieser Lebensphase programmatische Typus der Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur. Diese frühen Prosastücke sind Paradebeispiele für jene Literatur, die Böll wenige Jahre später in seinem programmatischen Essay *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* verteidigen sollte:

> *„Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; das ergab drei Schlagwörter, die der jungen Literatur angehängt wurden: Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur."*
>
> (KA 6: 58)

Das Interesse an jenen Texten hielt sich jedoch in Grenzen. Die Bevölkerung wollte nichts mehr von Krieg und Zerstörung lesen, gefragt war Unterhaltungsliteratur. Mit dem Terminus von der „Stunde Null", der einen literaturhistorischen Wendepunkt markieren sollte, versuchte man den Bruch mit der Nazi-Herrschaft einzuläuten. Gerade für die Nachkriegsliteratur, die am nachdrücklichsten mit der Idee eines radikalen Neubeginns arbeitete, ist die Realität eines Nullpunktes am entschiedensten verworfen und als unhistorische und

letztlich utopisches Konzept infrage gestellt worden. Tatsächlich erwies sich die „Stunde Null" als große Illusion. Auch für Böll war dieser geschichtsinterpretierende Begriff problematisch. Suggeriert er doch einen mit der Kapitulation Deutschlands bzw. dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Nazi-Diktatur gegebenen Zeitpunkt als eine von ihrer Vergangenheit freigesetzte Geschichte, die es angesichts der vielfältigen Kontinuitäten des Nationalsozialismus in der unmittelbaren Nachkriegszeit und über sie hinaus in der Bundesrepublik nie gegeben hat. In einem Interview mit der Journalistin und Publizistin Margarete Limberg positionierte Böll sich dazu wie folgt: „Der Ausdruck ‚Stunde Null', dem möchte ich, was mich persönlich betrifft, widersprechen. Für mich war es die Stunde Nichts." (KA 26: 487 und Stellenkommentar S. 846)

Atmosphärisch dicht beschreibt Böll in *Als der Krieg zu Ende war* die Rückkehr eines Soldaten aus einem Gefangenenlager bei Brüssel in die zerbombte Vaterstadt Köln aus der Ich-Perspektive. Die Erzählung lässt sich als Schlüsseltext der Trümmerliteratur begreifen, der die existenzielle Erschütterung des Individuums radikal subjektiviert. Anstatt ein historisches Panorama der Kapitulation zu entwerfen, fokussiert Böll die Phänomenologie des Übergangs: Der Ich-Erzähler erlebt das Kriegsende nicht als befreienden Akt, sondern als einen Zustand der totalen Entfremdung und Passivität. Die Gefangennahme im April 1945 und der anschließende Transport in Viehwaggons markieren dabei den Übergang von einer mörderischen kollektiven Ordnung zu einer Phase der moralischen und physischen Entblößung, die Böll treffend als „Stunde Nichts" bezeichnet.

In dieser Tabula rasa der Werte stellt die Ästhetik des Einfachen das erzählerische Prinzip dar. Böll setzt dem hohlen Pathos der NS-Ideologie eine Sprache der Dinge entgegen, in der das Brot oder der Tabak zu sakral aufgeladenen Chiffren der Menschlichkeit emporsteigen. Diese „Liturgie des Alltäglichen" dient dazu, inmitten der totalen Dehumanisierung kleine Räume der Solidarität zu behaupten. Literaturgeschichtlich ist der Text zudem als Absage an eine heroisierende Geschichtsschreibung zu lesen; die Heimkehr des Ich-Erzählers im September 1945 führt nicht in eine gesicherte Identität, sondern in eine fragmentierte Welt, in der die Suche nach einer „bewohnbaren Sprache" erst beginnt. Damit thematisiert die Erzählung die Unmöglichkeit, bruchlos an die Vorkriegszeit anzuknüpfen, und etabliert den Heimkehrer als den Prototyp des entwurzelten modernen Menschen.

Die zunehmende Anerkennung, die Böll im Lauf der 1950er-Jahre für seine Literatur erfuhr, hing auch mit dem Preis der Gruppe 47 zusammen, den Böll 1951 für seine Erzählung *Die schwarzen Schafe* erhielt. Böll gelang es, in den 1950er-Jahren schnell zum profiliertesten Autor der „jungen Generation" zu avancieren. In der Wochenzeitung *Die Zeit* war bereits 1954 in einer Besprechung neuer Romane zu lesen, dass Böll seit seinem Roman *Wo warst du, Adam?*, „als der begabteste Erzähler unter den jüngeren deutschen Autoren" gelte. „Seine Novelle *Nicht nur zur Weihnachtszeit* und sein letzter Roman *Und sagte*

kein einziges Wort, in dem er ein so gefährliches Thema wie die Ehe aufgreift, festigten diesen Ruf.“ (Hühnerfeld 1954)

Bereits 1949 äußerte sich Böll erstmals öffentlich über die Literatur seiner Zeit. Im März 1949 bat die *Literarische Revue* mehrere Autoren, zu denen neben Böll auch Otto Mühl und Wolfdietrich Schnurre gehörten, an einer Umfrage teilzunehmen. Die junge Generation der Nachkriegszeit sollte zu Wort kommen. Angesprochen wurden solche Autoren und Autorinnen, von denen bereits Texte in der *Literarischen* publiziert worden waren. Böll konnte auf zwei Veröffentlichungen in dieser Zeitschrift zurückblicken: *Wiedersehen in der Allee* (1948) und *In der Finsternis* (1949). Interessant ist Bölls Antwort auf die Frage: „In welchem Umfang ist die Auseinandersetzung mit der Zeit bestimmend für Ihr literarisches Schaffen?“ Präzise und knapp formulierte er: „Alle ‚Zeiterscheinungen‘ transparent zu machen, so daß das Gültige sichtbar wird“ (KA 4: 158). Dieses Statement kann als erste schriftliche Äußerung Bölls über die zeitgenössische Literatur gesehen werden. Seine Antworten auf die Befragung „Antworten junger Autoren auf eine Umfrage“ ist ein wichtiges Zeugnis für seine literarische Entwicklung jener Jahre.

Abb. 12 Literarische Zeitschriften der Nachkriegszeit: Das Karussell (1946–1948) und die Literarische Revue (ab 1946) gehörten zu den wichtigen Foren des literarischen und geistigen Neubeginns nach dem Zweiten Weltkrieg.



Sein *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* erschien am 15. Mai 1952 in der Literaturzeitschrift *Die Literatur*, einem Sprachrohr der Gruppe 47, und gilt als Bölls bekanntester poetologischer Text. Die von Hans Werner Richter herausgegebene Zeitschrift musste aus finanziellen Gründen nach wenigen Monaten wieder eingestellt werden. Bereits in der ersten Nummer sollte eine Satire von Böll mit dem Titel *Die Suche nach dem Leser* (1952) erscheinen, die Geschichte wurde jedoch nach Einsendung des Textes abgelehnt. Bölls Essay *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* kann als theoretische Fortsetzung jener Satire verstanden werden, da der Autor hier mit anderen Mitteln der Frage nachgeht, warum die Bücher der „jungen Generation" in der Bundesrepublik Deutschland kaum eine Leserschaft finden. In dem kleinen satirischen Werk, in dem Böll wohl seine eigenen Erfahrungen als angehender Schriftsteller verarbeitet hat, zweifelt der Verfasser am Beruf des Schriftstellers, da er weitgehend erfolglos bleibe, jahrelang „hat er auf den Steppen der Kultur das magere Gras dieser Kunst gefressen, bis er einen Verleger fand" (KA 6: 16). Mit den Mitteln der Übertreibung und Verzerrung persifliert Böll seine eigene Situation als junger Autor auf dem Literaturmarkt. Böll versuchte, die Geschichte auch beim Rundfunk unterzubringen. Unter dem Titel *Ein Beruf, ein richtiger Beruf – Spaß und Ernst von Heinrich Böll* wurde die Satire *Die Suche nach dem Leser* zusammen mit der Kurzgeschichte *Der Mann mit den Messern* sowie einem Einführungstext von Böll, der bereits Passagen aus dem Essay *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* enthielt, am 11. Juli 1952 im RIAS Berlin gesendet.

Interessant ist in diesem Kontext, dass Böll eine gekürzte Fassung seines Essays mit dem Titel *Das Auge des Schriftstellers* am 12. Dezember 1952 in der *Deutschen Studentenzeitung* publizierte. Durch den neuen Titel unterstrich Böll einen zentralen Aspekt aus seinem Essay. Er konzentrierte sich nicht mehr auf die Tatsache, dass die Bücher der „jungen Generation" nicht gekauft werden, sondern hob vielmehr die Gründe dafür hervor: das „krampfhafte Augenzumachen" des Publikums und die sehenden Augen des Schriftstellers, die Alternative „Sehen" oder „Blindekuh spielen" und die Gefahren des Sehens. Das Auge gehört nach Böll zum „Handwerkszeug" des Schriftstellers. In Anlehnung an das Bibelzitat „Wer Ohren hat zum Hören, der höre!" (Mk, 4,9) hebt Böll hervor, dass sich das Sehen des Schriftstellers nicht nur auf visuell Wahrnehmbares bezieht, sondern eine Durchdringung der Wirklichkeit erfordert. Visuelle Kategorien seien für ein Verständnis des Wirklichkeitsbezugs der Literatur nur metaphorisch brauchbar. Nicht die Beobachtung, sondern die Interpretation ermögliche eine adäquate Wirklichkeitserkenntnis:

> *„Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Und in unserer schönen Muttersprache hat Sehen eine Bedeutung, die nicht mit optischen Kategorien allein zu erschöpfen ist: wer Augen hat, zu sehen, für den werden die Dinge durchsichtig – und es müßte ihm möglich werden, sie zu durchschauen,*

und man kann versuchen, sie mittels der Sprache zu durchschauen, in sie hineinzusehen. Das Auge des Schriftstellers sollte menschlich und unbestechlich sein: man braucht nicht gerade Blindekuh zu spielen, es gibt rosarote, blaue, schwarze Brillen – sie färben die Wirklichkeit jeweils so, wie man sie gerade braucht.“

(KA 6: 61f.)

Bölls programmatische Erklärung des Begriffs der Trümmerliteratur spiegelt wider, was der Autor bei seiner Rückkehr in die Heimat vorfand, nämlich Trümmer – sowohl äußerlich (Ruinen) als auch innerlich (seelische Verfassung, zerstörte Ideale und Werte). Böll stellt den Begriff synonym neben Kriegs- und Heimkehrerliteratur und wehrt Einwände gegen Trümmer als literarisches Motiv ab, indem er auf Homer verweist, der in seiner *Odyssee* vom Krieg, der Zerstörung und der Heimkehr erzählt. Auf diese Weise nobilitierte Böll quasi die Gattung der Trümmerliteratur und stellte sie in einen direkten historischen Bezug zur griechischen Antike. Er betonte, dass es keinen Grund gäbe, sich „dieser Bezeichnung zu schämen“. Dabei formulierte er das Ziel, dass die Literatur die Leser nicht in die Idylle entführen dürfe, sondern ein möglichst realistisches Bild der Nachkriegszeit zeichnen müsse.

Hinsehen, Benennen, Aussprechen

Zu einer weiteren Verbreitung der Trümmerliteratur-Thematik trugen auch öffentliche Auftritte Bölls bei. Legendär war die Diskussionsveranstaltung im Kölner Hauptbahnhof. Initiator der berühmten „Kölner Mittwochsgespräche“ war der Buchhändler Gerhard Ludwig, Betreiber der Bahnhofsbuchhandlung.[2] Neben seinen Interessen als Geschäftsmann erkannte Ludwig bereits sehr früh die Zeichen der Zeit. Er verstand es, die Bedürfnisse und Vorlieben der Menschen zu erkennen und ihnen eine Form zu geben. Bis zu 800 Menschen zwängten sich in die Räume seiner Bahnhofsbuchhandlung. Unter dem Motto „Freier Eintritt, freie Fragen, freie Antworten“ wurde das Publikum zur aktiven Teilnahme an den Diskussionsrunden aufgefordert. Das Interesse an freier Meinungsäußerung, an kulturellen und politischen Themen der Zeit, war nach den Jahren der Repressionen unter dem Nationalsozialismus sehr groß.

Am 23. Juli 1952 fand das 90. Mittwochsgespräch zur Frage „Warum Trümmerliteratur?“ statt. Als Referenten nahmen Heinrich Böll und sein Schriftstellerkollege Paul Schallück teil. Zuerst las Böll seinen Text *Bekenntnis zur Trümmerliteratur* vor, im Anschluss daran hatte das Publikum Gelegenheit,

2 Vgl. Historisches Archiv der Stadt Köln 1991.

sich aktiv einzubringen. Ludwig moderierte das Gespräch und eröffnete die Diskussionsrunde mit einer an Böll gerichteten Frage zur Bedeutung von Trümmerliteratur, die Böll an Schallück übergab. Der argumentierte wie folgt:

> *„Also zur ‚Trümmerliteratur' gehören nach unserer Ansicht all die Dinge, die sich mit unserer Zeit realistisch beschäftigen, die sagen ‚was ist'. Und wenn man sagt ‚was ist', kann man natürlich nicht sagen: ‚Wir haben keine Trümmer', oder auch nur so tun, als ob unsere Städte nicht zerstört wären."*
>
> (KA 6: 557)

Böll und Schallück waren beide Vertreter der „jungen Generation". Schallück kam 1947 nach Köln und zählt neben Böll zu einem der führenden Vertreter der „Trümmerliteratur", die für die 1950er-Jahre als Antwort auf die Kriegserlebnisse und -nachwirkungen vor allem im völlig kriegszerstörten Westen Deutschlands so charakteristisch werden sollte. Schallück studierte an der Universität zu Köln Germanistik und Philosophie. Der Blick auf die in Trümmern liegende Domstadt sollte seinen weiteren Lebensweg maßgeblich beeinflussen. Ebenso wie Böll vermittelte auch Schallück in seinen Texten sehr eindringlich eine ungeschönte Sicht auf eine nüchterne, aber dennoch nicht hoffnungslose Gegenwart. Sein erster Roman, der 1951 unter dem Titel *Wenn man aufhören könnte zu lügen* erschien, sowie Bölls Roman *Und sagte kein einziges Wort* (1953) waren erfolgreich, weil in ihnen moralische Werte in einer durcheinandergerüttelten und erst langsam wieder Fuß fassenden Gesellschaft thematisiert wurden. Das Köln der Nachkriegszeit wirkte als Kulisse für jene Erzählungen und Romane. Von der Kritik wurde zur Charakterisierung dieser Werke der abwertende Begriff „Trümmerliteratur" verwendet, den sich Böll und Schallück jedoch ebenso überzeugend wie selbstbewusst zu eigen machten. Ganz gezielt lenkten beide Autoren während der Diskussionsveranstaltung im Kölner Hauptbahnhof das Augenmerk auf die Darstellung der Gegenwart und verteidigten den Begriff.

Der Terminus „Trümmerliteratur" wurde nach der Veröffentlichung von Bölls *Bekenntnis* vor allem mit seinem Werk verbunden. Sein vehementer Einsatz für eine Literatur des Hinsehens und Benennens stieß nicht nur auf Befürworter, im Gegenteil. Wenn der Kölner Bürgermeister Ernst Schwering im Jahr 1951 Bölls Roman *Der Zug war pünktlich* als „geschmacklos" und „lastervolle Selbstenthüllung" (Illner 1996: 24) charakterisierte, so drückte er damit eine allgemein vorherrschende Stimmung aus, die einer künstlerischen Verarbeitung unbequemer Wahrheiten entgegenstand.

Die Trümmer-Thematik griff Böll vier Jahre nach Erscheinen seines *Bekenntnisses* noch einmal in literarischer Form auf. Für die von V.O. Stomps herausgegebene *Streit-Zeit-Schrift* schrieb Böll eine Glosse mit dem Titel *Selbstkritik*:

„Morgens, wenn ich erwacht bin, denke ich schon darüber nach, welches Problem schmutzig und zeitnah genug und damit wert ist, dargestellt zu werden. Wie andere Weihrauchstäbchen entzünden, lasse ich – um mich in die richtige Stimmung zu versetzen – von meinen Söhnen ein wenig Trümmerstaub im Schlafzimmer ausbeuteln; das geht so vor sich: Da die Trümmer meistens aus größeren Brocken bestehen, bitte ich meine Frau um ein ausgedientes Handtuch, eine aussortierte Windel und schicke einen meiner Söhne, natürlich geht das der Reihe nach, und jeder hat zweimal in der Woche Beuteldienst, in den Keller, wo ich stets einen größeren Vorrat Trümmerbrocken in Reserve halte. (In Wirklichkeit, entgegen dem, was amerikanische Reisebüros den Travellers als Warnung zurufen: Reist nach Europa, im nächsten Jahr seht ihr keine Trümmer mehr!, in Wirklichkeit gibt es von diesem Stoff noch genug; auch habe ich Geheimquellen und einen Mittelsmann, der versprochen hat, in Zeiten äußerster Knappheit mir Trümmerbrocken zu mäßigen Schwarzmarktpreisen zu besorgen.) Hat derjenige meiner Söhne, der Beuteldienst hat, die entsprechende Tagesration (etwa zwei bis drei Kilo) eingebeutelt (unser Familienjargon), so müssen nun die beiden anderen Söhne den Beutel gegen Wände, Decken, Schränke schlagen, woraufhin dem Beutel ein feiner, köstlich nihilistischer Staub entsteigt: jenes Stimulans, ohne das ich einfach nicht arbeiten kann; ich atme diesen Puder der Vernichtung, wie andere Opium, Haschisch schlucken mögen, tief ein, woraufhin sich bei mir ein rauschhafter Zustand einstellt, jener, in dem allein ich zu schreiben fähig bin.“

(KA 10: 42)

Literaturverzeichnis

Böll, Heinrich (1965): Interview mit dem Kölner Schriftsteller Heinrich Böll über das Ende des Zweiten Weltkriegs. Erinnerung an den Tod Hitlers und die Kapitulation, die er als Kriegsgefangener erlebte, WDR, Hier und heute, 8.5.1965, www.ardmediathek.de/video/Y3JpZDovL3dkci5kZS9CZWl0cmFnLXNvcGhvcmEtNGI5ZTA3YzgtMzQzZi00YjM4LTg1OGYtODEwZDU4Njc5YWU3 Zugriff 31.5.2026

Böll, Heinrich (KA): Werke. Kölner Ausgabe (KA). 27 Bände. Hrsg. von Árpád Bernáth, Hans Joachim Bernhard, Robert C. Conard, Frank Finlay, James H. Reid, Ralf Schnell und Jochen Schubert, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2001–2010

Historisches Archiv der Stadt Köln (1991): Freier Eintritt, freie Fragen, freie Antworten. Die Kölner Mittwochsgespräche. 1950–1956, Verlag der Mayerschen Buchhandlung, Köln

Hoven, Herbert (1994): Die Hoffnung ist wie ein wildes Tier. Der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Ernst-Adolf Kunz 1945–1953, Kiepenheuer & Witsch, Köln

Hühnerfeld, Paul (1954): Wir sind nicht verloren. Bemerkungen zu neuen deutschen Romanen von Böll, Bender und Stahl; in: Die Zeit vom 23.9.1954

Illner, Eberhard (1996): Von der Botschaft zur Gesellschaftskritik. Kulturpolitik in Köln; in: Kunst und Kultur in Köln nach 1945, Wienand Verlag, Köln, S. 13–43

KA → Böll, Heinrich

Plassmann, Max (2022): War Heinrich Böll ein Schriftsteller? Der Literaturnobelpreisträger und der Lastenausgleich; in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins, Bd. 85, Böhlau, Wien/Köln, S. 207–216

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1, S. 9: © Historisches Archiv mit Rheinischem Bildarchiv, Heinz Held, rba_c014676

Abb. 2, S. 16: © Historisches Archiv mit Rheinischem Bildarchiv, Heinz Held, rba_d048173

Abb. 3, S. 28/29: © Gernot Huber

Abb. 4, S. 38: © SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG

Abb. 5, S. 43: © SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG

Abb. 6, S. 60/61: © Samay Böll

Abb. 7, S. 66: © Samay Böll

Abb. 8, S. 68: © Forschungsstelle Osteuropa – FSO 01-003/B-360 Kopelev/Orlova, Archiv der Forschungsstelle an der Universität Bremen

Abb. 9, S. 72: © René Böll

Abb. 10, S. 79: © Samay Böll

Abb. 11, S. 86: © Samay Böll

Abb. 12, S. 93: © Gabriele Ewenz

Die Autor*innen

Maria Birger studierte Geschichte und Literaturwissenschaft und ist als Referentin für „Heinrich Böll – Leben und Werk“ bei der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin und Köln tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die deutsch-sowjetischen Beziehungen im Kalten Krieg, insbesondere Dissidenz in der Sowjetunion sowie politische Intellektuelle in der Bundesrepublik. In ihren Publikationen untersucht sie die Rolle Heinrich Bölls als Schriftsteller und politischer Intellektueller sowie seine Netzwerke u. a. zu Künstler*innen in der Bundesrepublik und der Sowjetunion.

Dr. Gabriele Ewenz, Literaturwissenschaftlerin, Leiterin des Heinrich-Böll-Archivs und des Literatur-in-Köln-Archivs (LiK) in Köln, ehem. Leiterin des Theodor W. Adorno und Walter Benjamin Archivs in Frankfurt a. M.; Forschungsschwerpunkte und wissenschaftliche Publikationen widmen sich der Literatur, vor allem des 19. und 20. Jahrhunderts, dem Thema Archivtheorie und Sammlungsgeschichte, den Schreibprozessen und dem Verhältnis von Literatur und Bildender Kunst.

Markus Schäfer ist Referent in der Heinrich-Böll-Stiftung für „Heinrich Böll – Leben und Werk“ in Köln. Er arbeitete an der „Kölner Ausgabe“ mit und publizierte die Böll-Bibliografie „Fortschreibung“. Des Weiteren arbeitete er an zahlreichen Ausstellungen, Dokumentationen und Aufsätzen zu Leben und Werk Heinrich Bölls.

1945 liegt Deutschland in Ruinen. Nicht nur die Städte sind zerstört, auch die Sprache ist versehrt. Der Kriegsheimkehrer Heinrich Böll beginnt zu schreiben. Er kann die Schrecken, Verbrechen und Zerstörungen nicht beschönigen, will die physischen und psychischen Trümmer literarisch sichtbar machen.

Drei Essays zeigen den Literaturnobelpreisträger Böll als Beobachter, Chronisten und Mahner einer Gesellschaft, die sich lieber nach vorne bewegt, als zurückzuschauen. Von der Suche nach einer „bewohnbaren Sprache“, die ihn mit dem sowjetischen Dissidenten Lew Kopelew verband, über die literarische Verarbeitung der Trümmerjahre bis hin zu seinem jahrzehntelangen Engagement für eine lebendige Erinnerungskultur: Die Beiträge zeigen, wie eng bei Böll Werk und Wirken, Ästhetik und Politik miteinander verwoben sind.